„Die Mitschuldigen“ von Goethe

(Bibliographie und Gedankengehalt)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt

von

Alfred Döll

aus Halle a. S.

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1909

Referent: Herr Prof. Dr. Strauch.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät wird nur ein Teil der eingereichten Arbeit als Dissertation gedruckt. Vollständig erscheint sie im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. als Band III der

„Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur",

herausgegeben von Franz Saran, Professor an der Universität Halle.

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548101_0144

Inhaltsübersicht der gesamten Arbeit.

In einem ersten Kapitel wird einleitend der Gang der Forschung über die „Mitschuldigen" von „Dichtung und Wahrheit" an kritisch beleuchtet. Das zweite Kapitel, Analyse des Stückes, wird in der vorliegenden Dissertation ganz abgedruckt. Das dritte Kapitel behandelt die Beziehungen der „Mitschuldigen" zur vorangehenden Literatur. Es wird nachgewiesen, daß die Freigeiststgestalt der „Mitschuldigen" (Alceste) und überhaupt der Gedankengehalt des Stückes ohne Wieland, namentlich ohne den „Agathon", der in neuer Beleuchtung erscheint, nicht zu denken wäre. Daneben werden Einflüsse von seiten Richardsons, der sich an ihn anschließenden Freigeistliteratur in Deutschland, und Lessings nachgewiesen. Ebenso wird die Abhängigkeit der übrigen Figuren der „Mitschuldigen" von der vorangehenden Literatur dargetan, namentlich die Beziehungen Söllers zu Gestalten Molières und Shakespeares. In dem vierten Kapitel wird die Technik des Lustspiels behandelt. Es werden vor allem die Beziehungen zur Technik Molières, der von ihm abhängigen sächsischen Lustspieldichtung und zu deren wichtigem Ausläufer, Chr. F. Weißes komischer Oper, nachgewiesen; es wird ferner der Mangel im Aufbau des Stückes und die Eigenart der Gruppierung der Charaktere aus einer Einwirkung der Technik Shakespeares erklärt und versucht, dem Stück einen festen Platz in der Entwicklung des deutschen Lustspiels anzuweisen. In dem fünften Kapitel werden die Schwierigkeiten dargetan, die der einheitlichen Betrachtung des Zusatzaktes und der beiden letzten, ursprünglichen Akte der zweiten Fassung entgegenstehen. In dem sechsten Kapitel werden dann diese Schwierigkeiten aus der Entstehungsgeschichte der zweiten Fassung erklärt. Vorher wird die erste Fassung behandelt, die Wichtigkeit der ältesten, einaktigen Handschrift dargetan, die Datierung der ersten Fassung aus Anhaltspunkten äußerer und innerer Art gewonnen. In einem Abschnitt über die innere Entstehungsgeschichte wird ausgeführt, daß das Lustspiel weder dem Stoff noch dem Problem nach als ein „Bekenntnis" in dem von Goethe behaupteten Sinne anzusehen ist. Dagegen wurzelt die zweite Fassung des Stückes, vor allem der Zusatzakt, in persönlichen Erlebnissen des Dichters. Sie entstand nach der Verlobung Käthchen Schönkopfs, Mitte 1769, während die erste Fassung im Winter 1768/9, in Frankfurt gedichtet wurde. Dann wird das Schicksal der „Mitschuldigen" in Straßburg und zuletzt in Weimar behandelt. Es wird gezeigt, wie hier die letzte, endgültige Fassung entstand, wie die vorgenommenen Änderungen zu verstehen sind und welch schädliche Wirkung sie für das Ganze haben mußten.

Abkürzungen.

AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur.
ChWGV. = Chronik des Wiener Goethe-Vereins.
DjG. = Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764/76. Herausgegeben von Salomon Hirzel. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. 3 Bde. 1875.
DW. = Dichtung und Wahrheit.
GJb. = Goethe-Jahrbuch.
H^1 = Älteste erhaltene Handschrift der Mitschuldigen, früher im Besitz der Familie Wenzel in Dresden, seit 1909 des Goethe-National-Museums, dann des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.
H^2 = Zweitälteste Handschrift, die sog. Hirzelsche.
H^3, H^4 = Zwei ursprünglich gleichlautende Handschriften der Weimarer Zeit, die die dritte Fassung darstellen.
H^2I = I. Akt der 2. Fassung, wird wegen der Besonderheit seiner Entstehung und seines Charakters oft für sich zu nennen sein.
WH^2 = Die erschlossene ursprüngliche 2. Fassung, im wesentlichen Vorlage von H^2.
W. = Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV Abteilungen.
WH. = Goethes Werke, Ausgabe Hempel.
ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur.

Bibliographie.

1. H. Viehoff, Über Goethes kleinere dramatische Dichtungen. 2. Die Mitschuldigen. Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur 1, 15/27.
2. A. Henneberger, Über Goethes Lustspiele. 1. Die Mitschuldigen. Herrigs Archiv 8, 117/24.
3. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 4. Bd., 5. Aufl. (Bartsch). 1873. S. 562/3.
4. W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig. 1865. I, 102, 120/1, 151.
5. H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. III. Teil, 3. Buch, 1. Abteilung, 3. Aufl. 1879. S. 116/7.
6. Die Grenzboten, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 32, 3, S. 4.
   Über die erste Aufführung der Mitschuldigen 1776 und über die Quittung für das Ausschreiben der Rollen vom 20. April 1776.
7. K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften. 1874. S. 45.
   Behauptet, ohne es zu beweisen, daß die Mitschuldigen mit der „Laune des Verliebten" erst 1768/9 in Frankfurt entstanden seien.
8. F. Strehlke, in: Goethes Werke (Ausgabe Hempel). 8. Bd., S. 33 f.
9. G. v. Loeper, in: Goethes Werke (Hempel). Dichtung und Wahrheit, mit Einleitung und Anmerkungen. Bd. 20/3.
10. M. Bernays, in: Der junge Goethe, . . . herausgegeben von Sal. Hirzel, mit einer Einleitung von M. Bernays. 1875. I, S. LXXII f.
11. W. v. Biedermann, Goethe und Lessing. GJb. 1, 19.
12. K. Bartsch, Goethe und der Alexandriner. GJb. 1, 121, 123 f.
13. A. Schneegans, Friederike Brion von Sesenheim 1770/1880. Die Gegenwart, 1880, Nr. 35, S. 135/8.
    Behandelt das Schicksal von H^2.

14. W. Scherer, Gretchen. ZfdA. 24, 231 f.

15. L. Geiger, Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe. GJb. 2, 401.

Bringt eine Mitteilung Göschens über den Druck der Mitschuldigen von 1787.

16. E. Schmidt, Die Mitschuldigen. Neue Freie Presse, 23. Nov. 1881, Nr. 6193, s. GJb. 3, 406/7.

17. W. Scherer, Über die Anordnung Goethescher Schriften. GJb. 3, 164.

18. B. Seuffert, Der junge Goethe und Wieland. ZfdA. 26, 252 f.

19. K. J. Schröer, in: Goethes Werke. 6. Teil, Dramen, 1. Bd. Kürschners Deutsche National-Literatur. 87. Bd., S. 33 f.

20. K. J. Schröer, Und ist das Böse nicht gut? GJb. 4, 364.

Bespricht, wie seine oben zitierte Einleitung zu den Mitschuldigen, den vermeintlichen sittlichen Relativismus in diesem Stück.

21. H. Pröhle, Kürschners Deutsche National-Lit. 51. Bd., S. 5.

Über den Einfluß der Musarion auf die Mitschuldigen.

22. Fr. Vischer, Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes. GJb. 4, 38.

Über die „unheimliche" „Weltkenntnis" des Dichters der Mitschuldigen.

23. C. A. H. Burkhardt, Goethes Werke auf der Weimarer Bühne 1775/1817. GJb. 4, 107/26.

24. E. Schmidt, Allgemeine deutsche Biographie. 17, 231.

Vermutet Einfluß von Krügers „Der Teufel ein Bärenheuter" auf die Mitschuldigen.

25. GJb. 4, 327. Neue Mitteilungen.

Ein Brief Johanna Schopenhauers an ihren Sohn, vom 12. Febr. 1807.

26. W. Scherer, Betrachtungen über Goethes Faust. II. Monologe Gretchens. GJb. 6, 238.

Bemerkung über den vermeintlichen Naturalismus in den Mitschuldigen und die Anspielung auf den Doktor Faust.

27. H. Düntzer, Gretchen. Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. 1885. I, 32 f.

28. H. Düntzer, Kürschners Deutsche National-Literatur. (82/112), 19. Bd., S. 181.

29. J. Minor, Goethes Jugendentwicklung nach neuen Quellen. Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte. 3, (603 f.), 653 f.

30. Die Grenzboten, 45. Bd., 2, 588 f. Ein Stammbuchblatt Goethes. Ein Vers (80) aus den Mitschuldigen für stud. med. Brack. 1769. Von H. Düntzer und G. Wustmann.

31. ChWGV. 2, 28, Söller in den Mitschuldigen.

32. K. Goedeke, Goethes Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zehn Bänden. Mit Einleitungen. Stuttgart (Cotta) 1885. 1) 2. Bd., S. XI. 2) 10. Bd., S. 702.

Wie in Nr. 7 dieser Bibliographie.

33. GJb. 11, 182, Sprichwörtliches bei Goethe. Von H. Henkel.

34. K. Heinemann, Vorhang und Drama. Die Grenzboten 49, 1, 459/68; 520/7.

Über den Aktschluß in den Mitschuldigen.

35. Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteilung, 9. Bd. 1891.

Enthält S. 460 f. Berichte über die Handschriften und Drucke der Mitschuldigen; bietet sämtliche Lesarten; darunter kommen die von H^1 zum ersten Male zum Druck. Von Schnorr v. Carolsfeld. Vgl. GJb. 13, 262/3.

36. M. M. A. Schröer, Über Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakespeareforschung. 1891. S. 98, 103 (nach Jahresbericht f. n. D. Lit.-Gesch. II, 2, S. 185).

Über den vermeintlichen Realismus und Relativismus in den Mitschuldigen; Vergleich mit Shakespeare.

37. M. Koch, Berichte des Freien Deutschen Hochstifts. NF. 8, 288 (nach Jahresbericht f. n. D. Lit.-Gesch. II, 2, S. 185).

Meint, daß H^2 später als 1769 anzusetzen sei.

38. H. Sittenberger, Das Dramatische und Theatralische in Goethes Dramen. ChWGV. 7, 13/9.

Die Mitschuldigen seien dramatisch recht gut veranlagt, das Theatralische sei aber durchweg vernachlässigt. Dagegen Witkowski, Jahresbericht f. n. D. Lit.-Gesch. 4, IV 8 e: 1.

39. G. Waniek, Grillparzer unter Goethes Einfluß. Aus Xenia Austriaca. 1893. Abteilung 2, S. 65/99 (nach Jahresber. f. n. D. Lit.-Gesch. IV, 4: 218).

Grillparzer unter Goethes Einfluß. „Wer ist schuldig?" klingt schon im Titel an die Mitschuldigen an.

40. L. Blume, „Mich überläufts". ChWGV. 7, 24.

Zu Vers 446 (H^1) der Mitschuldigen.

41. S. Schultze, Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung. 7 Hefte. 1893/4. II, 41/5.

42. R. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang. I, 1894. S. 107 f., 448 f.

43. P. Heyse, Goethes Dramen in ihrem Verhältnis zur heutigen Bühne. Rede, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft, in Weimar, den 17. Mai 1894. Deutsche Rundschau 80, 14 f.

S. 17 über den Einfluß der französischen Technik auf die Mitschuldigen.

44. G. Witkowski, Notizen über Goethesche Dramen aus Reichards Theaterkalender. GJb. 15, 262 f.
Die Mitschuldigen werden dort öfter angeführt.

45. B. Suphan, Deutsche Rundschau. Halbmonatshefte. 1894/5. 4, 62, nach Euphorion 4, 798, 794.
Weist hin auf die Verwandtschaft von Vers 445 der Mitschuldigen (H^1) mit den Versen 6 und 7 des Leipziger Gedichtes „An Annetten".

46. A. Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. (1896) I^3, 84/8, 499/500.

47. W. Wittekindt, J. C. Krüger. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. 1898.
Behauptet S. 76 Beziehungen der Mitschuldigen zu Krügers „Der Teufel ein Bärenheuter".

48. A. Tursky, Der Fünfundvierziger. ChWGV. 12, 44.
Deutung des Ausdruckes „Fünfundvierziger" in H^2 (DjG. 1, 201).

49. R. M. Meyer, Studien zu Ibsen. Westermanns Illustrierte Monatshefte 84, 107/25.
Vermutet eine Ähnlichkeit der „Nordischen Heerfahrt" mit den Mitschuldigen.

50. G. Witkowski, Nachwort zum Faksimiledruck von H^2: Die Mitschuldigen. Ein Lustspiel in drey Akten. 1769. Ausgabe der Gesellschaft der Bibliophilen. 1899.

51. E. Horner, Die Prosabearbeitung der Mitschuldigen. ChWGV. 13, 25/9.
Über Albrechts „Alle strafbar" (1795), der in DW. erwähnten Verarbeitung der Mitschuldigen in Prosa.

52. E. Mentzel, Der junge Goethe und das Frankfurter Theater. Festschrift zu Goethes 150. Geburtstage, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. 1899. S. 164 f.
Vermutet Beziehungen der Mitschuldigen zu zwei Dramen eines Frankfurter Arztes Dr. Joh. Mich. Hoffmann.

53. E. Mentzel, Der Frankfurter Goethe. 1900. S. 35 f.
Wie oben Nr. 52.

54. GJb. 21, 290 (H. Distel), Zur Aufführung der Mitschuldigen mit Prolog 1810.

55. S. Mendthal, Schauspielhaus und Gerichtshof. III. Die Mitschuldigen. 1902. S. 22 f.
Eine kriminalistische Studie über die Frage nach der Stellung des heutigen Strafgesetzes zu dem Diebstahl in den Mitschuldigen.

56. Goethes Werke, herausgegeben von K. Heinemann. 6. Bd. von demselben. S. 361 f.

57. Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Herausgegeben von E. v. d. Hellen. 7. Bd. Mit Einleitung und Anmerkungen von A. Köster. S. I/XII und S. 315/24.

58. R. Krauß, Schubart und Goethe. GJb. 23, 116 f.
Ein Urteil Schubarts über die Mitschuldigen in der Vaterländischen Chronik von 1787.

59. R. Krauß, GJb. 24, 232.
Teilt mit: Aufführung der Mitschuldigen 1809 in Stuttgart „wegen Unsittlichkeit" verboten.

60. G. Witkowski, Cornelia, die Schwester Goethes. 1903.
S. 187: Notiz aus dem Tagebuch Corneliens, wichtig für die Entstehungsgeschichte der Mitschuldigen.

61. R. M. Meyer, Goethe. 3. Aufl. 1905. S. 50/2.

62. Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Teil: Der junge Goethe. 1905. S. 154/6.

63. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. 2. Teil, 3. Bd. 1906. „Die Mitschuldigen." S. 492/512.

64. M. Morris, Alexandriner im Urfaust. GJb. 29, 167.
Erwähnt die Verstechnik der Mitschuldigen.

65. M. Morris, Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Erster Band. 1909. S. IX/X.
S. 365 f. Abdruck von H^2 wie in Hirzels DjG.

II. Kapitel.

Analyse des Stückes.

§ 4. Vorbemerkungen.

Was die im vorigen Kapitel genannten Forscher über den Charakter und die Bedeutung der Mitschuldigen gesagt haben, ist in anderen Darstellungen, in Goethebiographien und Literaturgeschichten, im selben Sinne oft wiederholt worden. Goethes Urteil in DW. ist maßgebend geblieben, im allgemeinen bis auf den heutigen Tag. So hat der Dichter selbst durch sein Machtwort den Blick der Kritik getrübt, die Forschung auf ein totes Geleis geführt. Düntzer hätte einen neuen Weg weisen können; doch seine Andeutungen blieben unbeachtet.

Eine unbefangene Lektüre der Mitschuldigen, vor allem der ältesten Fassungen, die doch ganz besonders hätten berücksichtigt werden müssen, gibt uns ein anderes Bild von dem Charakter des Stückes, als die immer wiederholte Stelle aus DW. Die Behauptung von der Immoralität der Mitschuldigen ist ein Irrtum. Tugend und Laster verschwimmen im Stück nicht ineinander. Pessimismus und greisenhafter Skeptizismus ist nicht die Grundstimmung des Lustspiels. Die Personen des Stückes sind nicht „insgesamt Lumpen". Das Stück selbst ist kein tiefsinniges „soziales Anklagedrama". Das alles hat eine befangene Forschung nur in die Mitschuldigen hineingetragen.

Die Mitschuldigen sind ein lustiges Stück, ein Schwank, dem der Dichter aber in der Form einer breit gehaltenen Nebenhandlung einen ernsten Gedanken beigemischt hat, der zum Kern des ganzen Stückes wird und den Schlüssel zur Gedankenwelt des Dichters liefert. Dieser Kern ist: die Bekehrung des Freigeists zu ethischem Idealismus. Die Mitschuldigen ordnen sich damit ein

in eine wichtige Strömung der Literatur des 18. Jahrhunderts, welche sich gegen den Materialismus in Religion und Ethik, verkörpert in den „Freigeistern" des 17. und 18. Jahrhunderts, wandte. Alceſt ist ein Freigeist wie Don Juan, wie Lovelace, wie Leſſings „Freigeist", Mellefont und der Tempelherr, wie Wielands Hippias und Ityphall, u. a. m.

Wie bei den genannten Dichtern die Freigeisterei verworfen oder widerlegt wird, so auch in den Mitschuldigen. Der Freigeist Alceſt wird bekehrt. Die Motivierung dieſer Bekehrung ist bezeichnend für den Dichter und ausschlaggebend für die Beurteilung ſeines Charakters wie ſeines Werkes.

Eine genaue Analyſe des Stückes wird den Beweis liefern. —

Die Analyſe wird gemacht nach H^1. Die Abweichungen von H^2 (und H^3) bringe ich unter den Text. Ich ſetze voraus, was §§ 35—37 beweiſen werden, daß H^1 die älteſte der verſchiedenen Faſſungen, H^2 eine erweiternde Umarbeitung darſtellt. Bei H^1 werden die einzelnen Verszahlen angegeben nach der Zählung des im Anhang mitgeteilten Abdruckes,[1]) bei H^2 die betreffende Seitenzahl aus DjG. 1, 151 f.

§ 5. Alceſt.

Alceſt ist ganz der junge Kavalier des 18. Jahrhunderts. Er ist Edelmann — Landjunker — und reich (473, 319), wegen beider Eigenſchaften von den Bürgersleuten ſtets mit faſt unterwürfiger Hochachtung behandelt (378, 381, 388, 384, 310, 395). Als Rittergutsbeſitzer ist er „Patron" des candidatus theologiae (382), der zugleich ein Gut Alceſts in Pacht hat (400). Seiner Stellung entſpricht ſein Auftreten. Auf ſeinen, wie es ſcheint, zahlreichen Reiſen läßt er ſich von einem Diener begleiten (226 f., 323). Seine Börſe ist dann wohl gefüllt (25, 317). Er denkt gering von dem Werte des Geldes (473) und ist infolgedeſſen nicht knauſerig (319), ſchenkt, etwas vornehm herablaſſend, dem ſelbſt nicht armen Wirt und ſeiner Familie eine größere Summe[2]) (629). Den Degen an ſeiner Seite trägt er nicht bloß zum Scherze (589 f., 136); ein echter Kavalier,

[1]) Und des Separatdruckes von H^1, den ich gleichzeitig im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. herausgebe.

[2]) In H^2 fällt dieſer Zug weg. Hier verzichtet Alceſt nur auf den von Söller bereits ausgegebenen Teil der Summe.

würde er als „Champion" für die Ehre der geliebten Frau eintreten (567/8).

Er ist ein freundlicher Herr, von gutem Charakter. Öfter wird seine „Gütigkeit" gerühmt (385, 394, 475); auch die „Sympathie", welche die tugendhafte, in gewisser Weise ideale Sophie für ihn empfindet (105, 107, 110), spricht für die Güte seines Herzens. Dabei ist er von Temperament reizbar und kann sehr leidenschaftlich werden (378 f., 587 f., besonders vor 590). —

Noch ziemlich jung [1]) (179, vgl. 70) kommt er, vielleicht auf einer Reise, vielleicht des Studiums halber, nach der Stadt (313), in der das Stück spielt. Damals war er für ideale Tugend, für „hohe Ideen" (447) und Gefühle empfänglich und eingenommen.

Sein Hang zum Reiche der Ideen, seine Begeisterung für das Ideale, die mit kalter Vernunft nichts zu tun hat, ja sie sogar verächtlich übersieht (183), nimmt nun durch die Liebe eine eigentümliche Richtung. Der vornehme junge Herr lernt im Wirtshaus Sophie kennen. Er findet in der schönen Wirtstochter eine verwandte, gleichfalls auf das Ideale gerichtete Seele. Beider Herzen, die der Liebe Hauch noch nicht verspürt, noch „nichts empfunden" hatten (180), fliegen einander zu. Der erste Blick wirkt wie eine Offenbarung: sie „sahn einander an, und stunden schon in Flammen" (184). Alceste ist durch seine Herkunft über das Bürgerkind gestellt. Aber seine Liebe fragt nicht nach Standesrücksichten, nicht nach „Vernunft" (183); sie läßt sich lediglich von dem mächtigen Gefühl leiten, das ihn in Sophiens Arme treibt:

„Uns führte keine Wahl, nicht die Vernunft [2]) zusammen.
Wir sah'n einander an, und stunden schon in Flammen.
Bist du der Liebe werth? ward da nicht lang gefragt,
Es war erst halbgefühlt, und war schon ganz gesagt" (183/6).

---

[1]) In H^2 I wird das Alter Alcests genauer fixiert. Auch hier wird zunächst seine (erste) Liebe, zu Sophie, als jugendliche Schwärmerei dargestellt, wie sie bei einem Manne nur in ganz jungen Jahren vorzukommen pflegt. Diese Liebeszeit hat nun „vierthalb Jahr" (DjG. 1, 157) gedauert, und seit dieser Zeit sind etwas über zwei Jahre vergangen (S. 157). Verlegt man die platonische Schwärmerei Alcests in die Zeit von 16—19½ oder höchstens von 17—20½ Jahren, so ist Alcest im Stück (H^2 I) als 21 bis 23 Jahre alt gedacht. Er ist somit (nach H^2 I) 2—4 Jahre jünger gedacht als Sophie, die im Stück (H^2 I) 25 Jahre alt ist (DjG. 1, 161, 155). Von alledem ist in H^1 nicht die Rede.

[2]) In H^2 lautet dieser Vers: „Uns führte keine Wahl mit klugem Rat zusammen" (DjG. 1, S. 186).

So unmittelbar wirkt dieses „Gefühl", daß sie sich durch ein höheres Geschick, durch die Natur für einander bestimmt fühlen. Ja Alcests in „hohen Ideen" schwelgende Phantasie sieht, von Ewigkeitsgedanken durchschauert, in der Geliebten ein ganz besonderes Wesen. Sie wird der konkrete Mittelpunkt seiner schwärmerischen Gedanken und Gefühle; in ihr verkörpern sich jetzt die höchsten Ideen, die seine Seele liebt. Sophie ist ihm nicht nur ein „seltenes Geschöpf" (442), steht ihm nicht nur über „andern Weibern" (448), sondern seine „Phantasie" ehrt in ihr das „Bild (= Urbild, Idee) der Tugend" (442/3), ja die „Gottheit" selbst (445). Die „höchsten" Ideen von Tugend, Gott und Liebe verbinden sich also und werden in Sophie Person. Diese „Hohheit der Ideen" (447), diese eigenartige Gestaltung des Platonismus finden in Sophies gleichgestimmter Seele mächtigen Widerhall.[1]) So ist die Liebe der beiden Begeisterung und Schwärmerei, ist rein platonisch, ganz frei von den Regungen irdischer Sinnlichkeit. Sie lehrt ihn „den höchsten Grad der süßsten Liebe" (444); aber „der Druck ihrer Hand, ihr Blick, ihr Kuß" (181) weckt in seiner Seele keine begehrlichen Gedanken. In ihren Armen „verträumt" er (das heißt mit Phantasien) die „jugendlichen Stunden" (179). Ihr Verhältnis soll weniger Liebe als Freundschaft sein, die empfindsamen Seelen immer als das Höhere und Edlere erschien, soll „Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu" sein (189).

Für Alcest bedeutet diese Liebe eine Zeit des „süßesten" Glückes (179, 444), ein Beweis dafür, wie sehr der Idealismus in seiner Natur begründet ist. Dieses Glück währte lange,[2]) nach Alcests Bericht (187). Wenn Sophie dagegen sagt: „Das Schicksaal trennt uns bald" (71), so braucht das noch keinen Widerspruch zu Alcests Worten zu bedeuten. Denn verliebten Leuten pflegt die Zeit im Fluge dahinzueilen.

Die schöne ungetrübte Liebeszeit endet mit einem schrillen Mißklange. Sophie „verließ ihn"[3]) (188), wahrscheinlich ohne den Geliebten über ihre Gründe aufzuklären. Alcest hält daher seine Göttin einfach für treulos, und diese Überzeugung stürzt ihn aus dem Himmel der schwärmerischen Gefühle.

---

[1]) Vgl. § 8.

[2]) In H^2 I wird die Dauer der Liebeszeit merkwürdig genau angegeben, nämlich auf „vierthalb", also $3\frac{1}{2}$ Jahre. DjG. 1, 157.

[3]) In H^2 heißt es statt „Zuletzt verließ sie mich": „Zuletzt verschlug es sich" (DjG. 1, 186).

Er
„fluchte dem Geschicke;
Und schwur, daß Freundschafft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu
Der Maskeradenputz verkappter Laster sey" (188/90).

Mit dem Glauben an Sophie, dem Inbegriff aller Tugenden, wird der Glaube an die Tugend selbst erschüttert. Seine Leidenschaftlichkeit redet ihm ein, daß „keine Tugend sei" (169), und weist ihn auf die bisher verachtete Sinnlichkeit. Da ihm aber die Tugend mehr wie ein bloßes Schwärmen, da sie der Ausfluß seiner gefühlvollen Natur war, so lehnt sich das Gefühl jetzt auf gegen einen Fall in das Reich des rein Körperlichen, des Sinnlichen. So mag ein längerer Kampf in seiner Seele getobt haben (vgl. 193) zwischen dem idealen Gefühl, das sich nicht ersticken lassen, und der Sinnlichkeit, die sich auf die eben gemachte Erfahrung stützen will. Durch das Eingreifen eines neuen Momentes unterstützt, trägt die Sinnlichkeit zunächst den Sieg davon: Alceste wird mit den „großen Geistern" (169) und ihrer Theorie bekannt und vertraut. Durch ihre stolze Lehre findet er das begründet, was ihm schon die sinnliche Leidenschaft und der auf die Erfahrung pochende Verstand eingeredet hatten. Überschnell folgert er daraus die Richtigkeit dieser Lehre. Er hält sie für durch die Vernunft bewiesen und auf Erfahrung gegründet.

Jetzt stürzt er sich in das „Gewühl der körperlichen Triebe" und sucht auf diesem Wege den „Tod des Vorurteils von Tugend und von Liebe" (191/2). Im Strom der sinnlichen Genüsse scheint das sittliche Gefühl gänzlich zu ersticken, das anfangs noch heftig widerstrebt hatte. „Zuletzt verhärteten ihn Wollust, Stolz und Zeit" (193). Die Freigeisterei wird ihm die alleingültige Anschauung.

Er schwört jetzt auf den Materialismus, der die Grundlage der freigeistischen Moral bildet; hält sich selbst bald für einen „großen Geist" und denkt nur verächtlich an die Zeit seiner „unerfahrenen Jugend" (vgl. 175), die Zeit des kindischen Glaubens an Tugend und reine „zärtliche" Liebe zurück (192, 194, 177). Er wird stolz auf seine Vernunft und „Erfahrung", die ihn von dem Wege der Phantasien, der lächerlichen „hohen Ideen" abgebracht (442, 447) und das dunkle Gefühl entthront haben, das statt kluger Berechnung und kühler Vernunft seine Jugendzeit beherrscht hatte (183, 175). —

Die Quintessenz seiner neuen freigeistischen Anschauung bringt Alceste selbst in seinem großen Monolog (6. Auftritt):

Der Mensch ist kein geistiges Wesen; seine Seele hebt ihn nur scheinbar über das Tier. Denn: alles Geistige erklärt sich mechanisch. Auch die höchsten, erhebendsten Gefühle sind weiter nichts als mechanische Bewegungen der Gehirnteilchen, ein „Fibernspiel" (178). Das seelische Leben ist also nach Art und Wert vom physischen, „körperlichen" in nichts verschieden. Ja, Freundschaft, Sympathie, Liebe, Tugend sind entweder bloße Worte oder Ausgeburten einer unreifen oder überhitzten Phantasie (vgl. auch 442/3). Im Munde erwachsener Menschen aber sind sie nichts als Äußerungen der Sinnlichkeit, der Selbstsucht oder der Furcht (169/75). — Diese Lehre entspricht allein der wissenschaftlich geschulten Vernunft und muß daher das Handeln des Menschen bestimmen.

Der junge Alceste richtet sein Leben ganz folgerichtig nach dieser Theorie ein. Er bekennt sich stolz zum „Laster". Denn das Laster ist nach der Lehre der großen Geister dem Menschen so natürlich (214), daß man es nur bei „unerfahrenen", unvernünftigen Menschen „vermißt" (173/5). Dementsprechend bemüht sich Alceste, ein echter „Debauché" (457), das ist „völlig lasterhaft" zu werden (214).

So wird im Strudel sinnlicher Ausschweifungen aus dem Platoniker ein Freigeist, aus dem schwärmenden Liebhaber ein ausgelernter Libertin, den „Wollust, Stolz und Zeit verhärten" (193), ein Mensch, der (wie nachher sein Auftreten im Stück ihn kennzeichnet) an die Stelle der Ideale niedere Selbstsucht, raffiniert gesteigerte Genußhast und brutale Rücksichtslosigkeit gesetzt hat.[1])

Soweit ist die Verwandlung Alcests schon vor sich gegangen, als er nach längerer, nicht weiter bestimmter,[2]) Zeit (180, 194) den Plan faßt, die schöne Jugendgeliebte zu verführen. Ihn treibt einmal eine gewisse Eitelkeit (195) und das Bewußtsein, jetzt ein aufgeklärter, „erfahrener" Mann zu sein, wahrscheinlich aber auch die libertinische Lust nach pikanter Abwechslung in die Arme des

---

[1]) In H^2 findet sich außer diesen drei Charakterzügen eines Libertins als vierte, mehr äußerliche eine gewisse Neigung zum Fluchen (DjG. 1, 221, 165, 167). Vielleicht soll dieser Zug schon in H^1 (570) angedeutet werden. — Die Brutalität des Libertins wird auch in H^2 I (5. Szene), wenn auch an unrechter Stelle, betont.

[2]) H^2 I bietet auch hier eine genaue Zeitangabe. Söller fragt: „Wie lange war er (Alceste) weg? Zwei Jahre denk' ich". Sophie antwortet darauf: „Drüber" (DjG. 1, 157). Nach H^1, wo Alceste (180) von „einst" spricht, scheint die Frist von zwei Jahren ein wenig zu kurz bemessen.

einst nur platonisch geliebten, spröden Mädchens. Ihre vermeintliche Treulosigkeit hat er ihr jetzt verziehen; ein Freigeist fragt ja nicht nach seelischen Vorzügen oder Mängeln der Geliebten. Und gegen die „Tugend" und die „Zärtlichkeit" (d. i. die hohe, ideale Liebe) „glaubt er sich" — stolz — durch die Vernunft und Erfahrung „geschützt" (193, 194). Sie konnte den „blöden Jüngling" (174), soll aber nicht mehr einen Freigeist um den wahren Genuß betrügen.

Er findet Sophien schöner (195) und — verheiratet wieder (196). Das erste reizt nur sein Begehren. Das zweite kümmert ihn nur wenig. Zwar muß sie nach der Anschauung des Freigeists wie jedes schöne Weib auch „Freunde" haben (197). Aber von dieser Seite, meint er, drohe ihm keine Gefahr:

„Es sey drum, wenn du kömmst, so macht sie's dir nicht schwer" (198).

Er ist auf ein heuchlerisches „tugendhaftes" Sträuben gefaßt, ist aber fest entschlossen, darüber verächtlich hinwegzusehen (199/200). —

Er bezieht bei diesem Aufenthalte keck[1]) mit seinem Diener mehrere Zimmer[2]) im Gasthaus des Vaters seiner Geliebten (eines mit Alkoven für sich, ein anderes für seinen Diener, 226 f.). So kommt er in Sophies unmittelbare Nähe. Es konnte ihm nicht schwer fallen, seine Geliebte öfter allein zu sprechen (201); sie

---

[1]) In H[1] wird nirgends erwähnt, daß Alceste während der Zeit seiner Jugendliebe im Wirtshaus gewohnt habe. Der Wirt scheint auch nichts von dem Liebesverhältnis zu wissen. Wenn ihm nämlich Alceste schon länger bekannt wäre, würde er ihm schwerlich die Kenntnis politischer Geheimnisse zugetraut haben. Danach ist es also durchaus eine freigeistische Keckheit, wenn Alceste in das Wirtshaus zieht. — In H[2] I ist das ganz anders. Danach hat Alceste 3½ Jahre im Wirtshause gewohnt (DjG. 1, 157, 163), da hat er Sophien in der Wirtsstube die Liebe gestanden (S. 163), da weiß Söller von dem Verhältnis (S. 154, 156), höchstwahrscheinlich auch der Wirt, der hier den Bruch zwischen Sophie und Alceste veranlaßt zu haben scheint, weil er einen Schwiegersohn für das Geschäft brauchte und vielleicht das Verhältnis für aussichtslos hielt (S. 151/2).

[2]) Selbst über solche Äußerlichkeiten wie die Lage der Zimmer im Haus unterrichtet H[2] I genau. Die Wirtsstube wird nach unten, Alcestes Zimmer nach dem ersten Stock verlegt (DjG. 1, 153, 168, 174). Die Seitentür dieses Zimmers (171, 173, 185) führt auf einen (schon H[1], 29 erwähnten) Gang (173). An diesem endet offenbar die Treppe, die vom Hintertor des Hauses in den ersten Stock führt (165).

scheint ihm sogar entgegenzukommen. — Sophie ist unglücklich verheiratet und macht den noch immer geliebten Alceste, in dem sie zunächst wohl schwerlich einen Freigeist vermutet, zum Vertrauten ihres Leides. Sie „eröffnet ihm ihr Herz" (205), weil sie in ihm — wie einst — ihren „Freund" sieht (205) und ihm nur als Freundin gegenüberstehen will. Ihre Liebe zu ihm ist zwar nie erloschen, sie schwört ihm gar, „sie habe ihn als alle Menschen lieber" (207), aber niemals bei allen Unterredungen hat sie ihrer Pflicht als Gattin etwas vergeben (209).

§ 6. Alceste: Fortsetzung.

Der Zufall bietet also dem Freigeist eine Gelegenheit zur Ausführung seiner Absichten, wie er sie sich günstiger nicht denken konnte. Er weiß ja, was er von der Sprödigkeit zu halten hat, und braucht also nur zuzugreifen, um die verbotene Frucht zu pflücken.

Allein da widerfährt ihm etwas, das seine stolze „Geistesgröße" umzuwerfen droht. Allemal in Sophies Gegenwart regt sich in seiner Brust ein seltsames „Gefühl", das für ihre Tugend und Reinheit, also gegen seine anders denkende Vernunft und Erfahrung spricht:

„So (selbstgewiß wie ein Freigeist) dacht ich. Sah sie oft. Allein
da fühlt ich was,
Ihr lüderlichen Herrn (sc. Freigeister), so sagt mir, was ist das,
Das hier ... immer für sie redet?" (201/3).

Die Sicherheit seines Denkens und Begehrens, dem er so keck ein widerstandsloses Nachgeben erhofft, ist in ihrer Nähe wie weggeblasen. Die Stimme in seiner Brust straft seine bösen Absichten, „schilt ihn immer" (d. h. sobald er sie sieht) (203), „raubt ihm alle Kühnheit" und „tötet jeden Anschlag" auf ihre Tugend (204), ja er „teilt ihren Schmerz", freut sich über ihre Liebesbeteuerung (208). Die Vernunft des Freigeists bäumt sich natürlich auf gegen das lästige „Gefühl", ohne jedoch etwas ausrichten zu können. So ist er einem ernsten Konflikt preisgegeben, aus dem ihn weder seine vielgerühmte Erfahrung noch die Vernunft retten kann. Er fordert schließlich, offenbar um sich mit Gewalt der Macht des Gefühls zu entreißen und zum Schluß zu kommen, ein Stelldichein, und Sophie — willigt ein. Wahrscheinlich hat er gedroht, die Freundschaft abzubrechen, wenn sie ihm das Stelldichein verweigert (vgl. 127/8), und hat sie vor die Wahl gestellt, entweder auf seine Liebe zu verzichten

oder zum Rendezvous zu kommen. Jedenfalls hat sie in einem Tone zugesagt, der Alceſt für den kommenden Abend „ziemlich viel hoffen“ läßt[1]) (211).

Alceſt ſieht in ihrer Einwilligung nur die Beſtätigung ſeiner Freigeiſterdenkart und ſeiner ſonſtigen Erfahrung: der Konflikt in der Seele Sophies entgeht ihm völlig.

Er geht abends aus, um die Hausbewohner zu täuſchen (23, 43/4), kommt unbemerkt in tiefer Nacht (617, 239/1) zurück und findet zu ſeiner Genugtuung Sophie bereits in ſeinem Zimmer (4. Auftritt).

In Sophie hat ſich immer mehr das ſittliche Gefühl, der Entſchluß, in dem Geliebten nur den Freund zu ſehen, zum Siege durchgerungen. Von Anfang an ängſtlich bemüht, ihr bisheriges Verhalten von dem neu erkämpften Standpunkt aus zu erklären, entwickelt ſie ihm ganz den Idealismus, den der Dichter in ſeiner Lieblingsfigur verkörpert hat. Ihre Worte, ihre bloße Nähe ſcheinen Alceſt wiederum förmlich zu bezaubern. Er ſpricht wenig, „wagt“ nichts zu tun (211), und ſcheint „feige“ vergeſſen zu haben, was ihn hergeführt (212). Die Freigeiſterei iſt wie gehemmt; die unlautere Abſicht zerrinnt. Er kann einfach nicht handeln, wie er es ſich zurecht gelegt hatte. Tugend und Sittlichkeit, Sophies ideale

---

[1]) Die Vorgeſchichte des Stelldicheins, wie ſie der Expoſitionsakt von H^2 bietet, enthält eine Reihe von Widerſprüchen zu der Darſtellung von H^1. Nach H^2 I iſt Alceſt bereits 14 Tage im Wirtshaus, ohne ein Wort mit Sophie geſprochen zu haben (DjG. 1, 164). Dadurch etwas nervös gemacht, benutzt er die erſte Gelegenheit, die ſich ihm (im 5. Auftritt) bietet, um Sophie ſofort brutal (ohne jede Regung ſeines „Gefühls“) zu einem Stelldichein zu zwingen, nachdem er ihr das Geſtändnis der Liebe entlockt hat. Andrerſeits erſcheint er für einen Freigeiſt zu ſentimental, wenn er, wie es ſcheint im Ernſt, ausruft: „Erſtreckt ſich denn die Macht der Zeit auch über dich, o Liebe!“ (S. 162). — Von dem eigenartigen Gefühl in ſeiner Bruſt, von einer Scheu vor Sophies Tugend, überhaupt von einem inneren Konflikt, wie nach H^1 vorauszuſetzen iſt, iſt nichts zu ſpüren. Nur die Drohung mit ſofortiger Abreiſe (wenn man von der Brutalität abſieht, mit der ſie ausgeſprochen wird) und der Konflikt Sophies zwiſchen Liebe und Pflicht (S. 167) entſprechen einigermaßen den Vorausſetzungen für das Zuſtandekommen des Stelldicheins, wie ſie ſich aus H^1 ergeben. Daß die Sinnlichkeit auch bei Sophie dabei eine ausſchlaggebende Rolle ſpielt, wird ganz übergangen. — Schließlich bleibt das beklommene Weſen Alceſts bei ſeinem Auftreten während des Stelldicheins nach ſeinem rückſichtslos brutalen Benehmen im I. Akt (H^2 I) völlig unverſtändlich.

Auffassung von der Liebe wollen ihm sogar in dieser höchst verwegenen Situation nicht mehr als Heuchelei, oder jugendlich unerfahrene, törichte Phrasen erscheinen. Das Gefühl in seiner Brust wird immer mächtiger und zwingt ihn wider seinen Willen, ihr in allem Recht zu geben. Wieder erwacht in seinem „bösen" Herzen ein inniges Mitgefühl für ihr Leiden (206). Ihre Liebesbeteuerungen erfüllen ihn mit Freude (208). Ihre Tugend muß er verehren (210) und achten (218). Also seine Begehrlichkeit und die skeptische Genußphilosophie müssen dem mächtigen Gefühl weichen.

Auch seine „Erfahrung" wird durch Sophie widerlegt, wenn sie ihm gesteht, daß damals nur die „Not" sie gezwungen habe, ihn zu verlassen (115).

Ja, schon beginnt, allen Vorsätzen zum Trotz, die verachtete höhere geistige Liebe, „diese Sympathie" (177/8) sich wieder in seiner Brust zu regen und das sinnliche Begehren zurückzudrängen.

Kurz, Alcests „Gefühl" widersetzt sich in Sophies Nähe allen seinen freigeistischen Überzeugungen und Gewohnheiten mit solcher Macht, daß er wie plötzlich umgewandelt, wie an Seele und Körper gelähmt erscheint. Die Erkenntnis der Hinfälligkeit der freigeistischen Anschauung dämmert in seiner Seele auf und äußert sich zunächst in seiner völligen Beschämung. Die wenigen Worte, die er spricht (104, 110, 117, 125), klingen ganz wie Verlegenheitsphrasen. Seine Hilflosigkeit steigert sich, als Sophie deutlich herausjagt, daß sie in ihm nur den Freund sehen könne (129/30), bis zur „Kläglichkeit"[1]) (vor 131).

Sophie glaubt, daß sie gesiegt habe, daß Alcest reif zur freundschaftlichen Liebe sei. Nun lehnt sie sich vertrauend auf den Arm des „Freundes" (133, 135), gestattet ihm Umarmung und „Freundschaftskuß" (141, 151). Doch Alcest ist noch nicht soweit bekehrt, wie sie glaubt. Die Sinnlichkeit tritt wieder hervor. Seine Begehrlichkeit wird durch ihr Benehmen aufs neue gereizt und wird so leidenschaftlich, daß Sophie geängstigt sich schnell verabschiedet (135, 137, 141). Immer noch voll begehrlicher Hoffnung fragt

[1]) Da nach dem brutalen Auftreten Alcests in H^2 I sein „klägliches" Benehmen im II. Akt unverständlich erscheint, hat der Dichter eine kleine Änderung vorgenommen: er hat das Wörtchen „kläglich", sonst aber nichts gestrichen. Es liegt auf der Hand, daß durch diese Korrektur der starke Widerspruch zwischen dem I. und II. Akt der 2. Fassung (H^2) nicht im mindesten aufgehoben worden ist.

Alceſt: „Du liebſt mich und Du gehſt?“ (142, 143); durch ihre klare Antwort aber, und durch den Hinweis auf ihre Pflicht und auf den freundſchaftlichen Charakter ihrer Liebe, der durch die Sinnlichkeit zerſtört werden würde (142 f.), wird ſeinem Begehren der letzte Halt genommen, ſeiner aufkeimenden Achtung vor ihrer Tugend eine ſtarke Stütze gegeben.

Alceſt begleitet Sophien ohne Widerſpruch hinaus, mit der Verſicherung, daß er „der ihre ſei“ und ſein werde (153), alſo geneigt iſt, ihren Herzenswunſch zu erfüllen.

Alceſts böſe Abſicht, die er mit der Moral der Freigeiſterei rechtfertigte, iſt mißglückt. Die Kraft der Freigeiſterei iſt an dem „Gefühl“, d. h., im Sinne der Überzeugung der früheren Zeit, einem unwiderſtehlichen Drange zum Guten und Edlen, geſcheitert, einem „Gefühl“, das Sophies Gegenwart, diesmal auf das ſtärkſte entfacht hat.

Alceſt bleibt im Widerſtreit ſeiner freigeiſtiſchen Anſchauung und des ſittlichen Gefühles zurück; nachdenklich betritt er das Zimmer.

Hier entwickelt er dann die neue Erfahrung, ohne die alte Anſchauung ſchon endgültig aufzugeben. Doch neigt ſich die Wagſchale bereits ſehr ſtark zu Gunſten der idealen Sittlichkeit und Sympathie. Indem er die Ergebniſſe ſeiner neuen Erfahrungen ſcharf zuſammenfaßt, ſtellt er zunächſt feſt, daß ſie einen ſtarken Widerſpruch zur Lehre der Freigeiſter enthalten und vielleicht anders gedeutet werden müſſen als die „großen Geiſter“ — wie er ſie bereits ironiſch nennt (169, 202) — tun:

Die freigeiſtiſche, frivole Ablehnung aller ſittlichen Werte will nicht ſtimmen zu dem unmittelbaren und unwiderſtehlich wirkenden Gefühl *für* dieſe Werte. Das ſchamhafte „Zittern“ der „Jugend“ (175) beim Erwachen der Sinnlichkeit ſcheint Alceſt jetzt nicht mehr bloße „Blödigkeit“ oder „Furcht“ (174), ſondern vielmehr die Äußerung eines angeborenen, zwingenden „*Gefühls von Tugend*“ (175) zu ſein, unter deſſen Gewalt er Sophie erzittern ſah (95), vor deſſen überzeugender Sprache er ſeine böſen Abſichten vergaß und an Sophies Reinheit und Tugend glauben mußte (201 f., 210). Das Daſein und die unwiderſtehliche Kraft dieſes Gefühls ſpricht auch gegen den Wahn, daß alles ſeeliſche Leben, ſelbſt die wunderbaren übermächtigen Gefühle nichts weiter ſein ſoll als Vibration der Gehirnteilchen:

„Ist diese Sympathie, dies zärtliche Gefühl,
Dem niemand sich entzieht,[1]) nichts als ein Fibernspiel?"
(177/8).

Dieses edle Gefühl erstickt ja gerade die Triebe der Sinnlichkeit, die immerhin ein Fibernspiel sein mögen. Gegenüber diesen Erwägungen und den eben erlebten Tatsachen wird die Wahrheit des freigeistischen Materialismus, sowohl in seiner philosophischen Grundlage wie in seinen ethischen Folgerungen stark in Frage gestellt, und zwar wegen des Zwangs eines mächtigen Gefühls.

Doch Alcests Erlebnis enthält noch mehr. Als Freigeist war er der Überzeugung, daß nur die Vernunft wahre Erkenntnis, nur sie „Erfahrung" im philosophischen Sinne geben könne. Seine Vernunft hatte während der Zeit der Freigeisterei den Glauben an Sophiens Treulosigkeit als „Erfahrungssatz" zu der Behauptung erweitert, daß Tugend, Liebe und Freundschaft nur Heuchelei wären. Nun war dieser Glaube durch Sophie selbst widerlegt worden, einmal durch das Gefühl des persönlichen Eindruckes der Geliebten (201 f.) und dann durch das Geständnis, daß sie ihn nur aus „Not" verlassen habe (115). Ferner ist die vernunftgemäße Folgerung aus der Freigeisttheorie, daß die Tugend der Frau nur ein leerer Wahn sei, eben durch Sophies ganzes Verhalten sehr zweifelhaft geworden. Sein Gefühl dagegen, das schon vorher für Sophies Tugend gesprochen hatte (201 f.), hat offenbar Recht behalten. Und nicht der Verstand, sondern wiederum das Gefühl zwingt ihn ja zu dem Zweifel an der Wahrheit der freigeistischen Weltanschauung überhaupt (175/6, 177/8, 201/2). Damit muß auch die Gültigkeit des rationalistischen Empirismus zweifelhaft werden.

Schließlich scheitert drittens auch die freigeistische Lehre, daß nur die Vernunft den Willen leiten dürfe, ja daß nur durch sie der Mensch zu einem befriedigenden Dasein gelangen könne, an dem letzten Erlebnis Alcests. In Sophies Gegenwart kommt ihm eine Tatsache wieder zum Bewußtsein, die so gar nicht zur Vernunftlehre der Freigeister stimmen will. Er erinnert sich lebhaft des „süßen" Glücksgefühls[2]) (179, 187), das ihn während der Zeit

[1]) An dieser Stelle schreibt H^2: „Dies schwimmende Gefühl, dem man sich schwer entreißt" (DjG. 1, 186).

[2]) H^2I kann hier einmal zur Bestätigung herangezogen werden. Alcest sagt in der Unterredung mit Sophie: „Mein Herze fühlt es noch, wie sehr ich glücklich war" (DjG. 1, 163).

seiner Jugendliebe beherrscht hatte. Und er weiß genau, daß er dieses Glück „nicht der Vernunft“ (183), sondern jenem geheimnisvollen Drang zu verdanken hatte, jenem Gefühl, das, allen Verstandeserwägungen entgegen, ihn mit überwältigender Kraft in Sophiens Arm geführt hatte (183,6). Auch jetzt beginnt er wieder das beglückende Gefühl rein seelischer Zuneigung zu empfinden. Auch diesmal ist es allen Vorsätzen berechnender Vernunft zum Trotz in seiner Seele emporgekeimt. Das Gefühl hat den Willen des selbstsüchtigen Freigeists in Bahnen gelenkt, die sein Verstand mißbilligt. Das Gefühl also beherrscht seinen Willen, nicht die Vernunft. —

Mit diesen drei Punkten scheint bereits die ganze Freigeisterei widerlegt: ihre Erkenntnis- und ihre Willenslehre.

Alceste beginnt sich einer neuen Anschauungsweise zuzuwenden: an Stelle des Materialismus tritt dabei der Idealismus, an Stelle des Rationalismus in Erkenntnislehre und Ethik tritt eine eigenartige Gefühlsphilosophie. Und zwar tritt bei der neuen Anschauung an Stelle der allmächtigen Vernunft mit genau denselben Funktionen das „Gefühl“: es wird der Ausgangspunkt seines Idealismus; es führt ihn 1. instinktiv zur wahren Erkenntnis, es leitet 2. als unwiderstehlicher Trieb zum Guten und Edlen seinen Willen, und es unterdrückt 3. als der höhere, edlere Trieb, als das höchste „Seelenvermögen“ den niederen, sinnlichen Trieb.

Dieses eigenartige „Gefühl“ denkt sich Alceste offenbar als Stimme der Natur. Denn in seiner Jugend schon hatte sich Alceste von ihm unbewußt leiten lassen, wie von einem übermächtigen, unwiderstehlichen, natürlichen Triebe (183/6). Er hatte dann nach dem vermeintlichen Treubruch Sophies in jugendlichem Unverstand „dem Geschicke“ geflucht (188), offenbar weil er diesem Geschick seine Veranlagung zum Idealen und die „Sympathie“ mit Sophien (177) zuschrieb. Er hatte versucht, alles Ideale in seinem Wesen zu ersticken, aber die Natur hatte sich gerächt. In dem Augenblicke, da er Sophien wiedersah, erwacht, gegen seinen Willen, mit dem Gefühl der Sympathie auch der Trieb zum Edlen und Guten, zum Idealen wieder. Abermals erscheint die Sympathie mit Sophie als eine Bestimmung der Vorsehung, und das sittliche Gefühl, das durch Sophie, und nur durch sie, geweckt wurde, als eine Stimme der Natur. Und wenn nachher Alceste sich selbst gestehen muß:

„Alceſt, du ſchickſt dich nicht zur Bosheit, zum Betrug" (465/6), ſo will er auch damit ſagen, daß er von Natur zum Guten veranlagt ſei. — Ganz entſprechend erſcheint ihm jetzt die Vernunft als Gegnerin der „Natur". Denn durch ſie hatte er ſich verleiten laſſen, ſeine Natur unterdrücken zu wollen. Und gegen ſie vor allem hatte ſeine Natur kämpfen müſſen in dem Konflikt zwiſchen Sittlichkeit (natürlichem Gefühl) und der Freigeiſterei, die Alceſt mehr und mehr als unnatürlichen Vernunftwahn zu betrachten anfängt.

Alceſt nimmt alſo beſchämt den Fluch gegen das „Geſchick", der ihm jetzt wie ſeine ganze Freigeiſterei als jugendliche Verirrung erſcheint, zurück. Die idealen Regungen von Sympathie und freundſchaftlicher Liebe ſind in ſeinem Herzen wieder emporgewachſen, ſodaß er fähig und bereit iſt, Sophien als wahrer Freund in ihrem Unglück beizuſtehen (206, 210, 215/9), wie er ihr (153) verſprochen hatte. Nicht mehr aus eigennütziger Liebe (216/7), ſondern aus freundſchaftlicher Zuneigung will er ihr durch ein „verſteckt Geſchenke" ihre troſtloſe Lage erträglicher machen (219).

§ 7. Alceſt: Fortſetzung.

Der Umſchwung zum Idealen hat ebenſo ſchnell eingeſetzt wie damals der zur praktiſchen und theoretiſchen Freigeiſterei. Wird das neu erſtarkende „Gefühl" ſtandhalten, wird es, wie einſt in der Jugendzeit voll zur Geltung kommen und die Freigeiſterei endgültig überwinden?

Alceſt muß gleich nach dem großen Monolog (6. Auftritt) eine Probe beſtehen; und darin erlebt er einen Rückfall, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade.

Er entdeckt den Diebſtahl aus ſeiner Geldſchatulle. Den ihm bekannten Umſtänden nach kann auf keinen Menſchen im Hauſe ein Verdacht fallen, auch auf ſeinen Diener nicht (323). Alceſt weiß, daß Sophie vor ihm allein in ſeinem Zimmer war (225, 324). Ein böſer Verdacht ſteigt in ſeiner Seele auf. Er wird zwar zuerſt weit weg gewieſen (225), ohne jedoch ganz zu verſchwinden (323/4, vor 309). Ein Verhör überzeugt ihn von der Unſchuld ſeines Dieners (226 f., 323). So iſt er ratlos, und „nachdenklich" (vor 309), gequält von dem häßlichen Verdachte, den ſein Gefühl wohl verwirft, an den aber ſein immer noch nicht völlig ertöteter Freigeiſtverſtand eher geneigt iſt zu glauben.

Der Verdacht wird nun durch einen — wie er glauben muß — einwandfreien Zeugen, den Vater Sophiens, zur Gewißheit.

Als nämlich der Wirt (326 f.) darauf anspielt, daß er den Dieb kenne, sucht ihm Alceſt erregt (331) das Geheimnis zu entlocken. Mit Hilfe einer Liſt gelingt ihm das ſchließlich. Der Wirt erklärt beſtimmt, ſeine Tochter ſei die Diebin (377). Alceſt erſtaunt zuerſt (377); er zweifelt; ſein Gefühl kämpft noch heftig gegen den Verdacht (378, 379, 380). Er wird ſogar unwillig über den Wirt. Als der aber bei ſeiner Behauptung bleibt, glaubt ihm Alceſt ſchließlich doch. Er iſt nun aufs tiefſte erſchüttert, iſt „ganz ſtumm davon" (381). Zugleich aber erwacht der Freigeiſtſinn in ihm zu neuer Stärke und denkt an die Vorteile, die ihm der Zufall über die Diebin Sophie gegeben hat (384).

Wieder ringen die Gedanken der Freigeiſterei und das (ſittliche) Gefühl in „ſchwerem Streit" miteinander (441). Sophie, das edle Weib, das ihm faſt den Glauben an die Ideale der ſchwärmenden Jugendzeit wiedergegeben, eine Diebin? Bei dem Gedanken „überläuft" es ihn (446). Iſt ſie es, dann hat ihm ſein Gefühl mit ſeinen „hohen Ideen" (447) einen ſchlimmen Streich geſpielt; dann hatten die Freigeiſter recht, und ihre Behauptung, daß Tugend Heuchelei ſei, iſt durch „Erfahrung"[1]) bitter beſtätigt (447). Dann iſt Sophie nicht nur ein Weib wie alle anderen (448), dann iſt ſie gar eine gemeine Betrügerin. Ihr Fall erſchüttert ihn tief, „treibt ihn zur Raſerei" (449).

Und doch auch glaubt er wieder nicht daran. Denn: ſein „widerſpänſtig Herz ſteht ihr noch immer bei" (450), will alſo der „Erfahrung" (447) trotzen. Doch der Glaube an die Zuverläſſigkeit des Gefühles iſt noch nicht ſtark genug. Soll es ihn zum zweiten Male irreleiten, jetzt wo Vernunft und „Erfahrung" ſo überzeugend dagegen reden? Sein Freigeiſtſtolz wird rege und empört ſich gegen dieſen Gedanken, der eines großen, ſtarken Geiſtes nicht würdig iſt (451).

So redet er ſich immer mehr in die alte Anſchauung hinein. Dazu kommt die verlockende Situation: Sophie als Diebin iſt ſeinen Freigeiſtgelüſten preisgegeben. Sie kann ſich nicht wehren, einmal weil ſie ſein Geld braucht (453/4, vgl. 217), und dann weil ihre

[1]) Jetzt „verlacht Erfahrung . . . die Hohheit der Ideen". Dafür bietet H²: . . . „Iſt ſie ſo ziemlich weg die Hohheit der Ideen" (DjG. 1, 208).

„Tugend" doch nur Phrase ist (456), die einem geschickten „Debauché" (457) gegenüber bald verstummt (461/3).

Alceste ist also auf dem besten Wege, das Gefühl in seiner Brust zu ersticken und wieder in die Denkart der Libertiner einzulenken, so wie er es das erste Mal, nach dem Bruch mit Sophie, getan. Aber wunderbar: in Sophies Nähe wird das Gefühl wieder mächtig. Als er sie kommen hört, ist er „bestürzt" (464). Das Gefühl erweist sich noch immer als eine Macht.

Doch da er jetzt aus Erfahrung weiß, wie schlecht Sophie ist, zwingt er sich — durch Selbstironie (464/6) — zu dem frivolen Ton des Libertins, zu dem er sich durch den Verstand berechtigt glaubt.

In der Unterredung mit Sophie spricht und handelt Alceste zunächst wieder ganz als Freigeist, als „Debauché" (457). Er macht sofort Anspielungen darauf, daß er von ihrem vermeintlichen Verbrechen weiß, daß sie aber deswegen in seinen Augen durchaus nicht in ihrem Wert herabgesetzt sei (478 f.). Er fällt aus dem „Sie" ins „Du", um durch scheinbar „vertrauten Ton von halbem Mann und Frau" (461) seinem Ziele näher zu kommen (484, 485). Er sucht sie ferner gefügig zu machen, indem er im Anschluß an die Lehre von der „Sympathie" ausführt, daß das „Glück" (= Fortuna, Schicksal) sie beide für einander bestimmt und sie trotz ihrer räumlichen Entfernung nicht getrennt habe (485/7), daß sie beide also gleichsam von Natur zusammengehörten. Sophistisch raffiniert knüpft er daran die Folgerung, daß Sophie in einer so gleichsam idealen Ehe dazu berechtigt wäre, sich seines Geldes, auch des gestohlenen, zu bedienen (488/91). Kurz, er versucht, zunächst noch ziemlich zartfühlend, der vermeintlichen Diebin klar zu machen, daß sie sich ihm für sein Geld verkaufen solle. Die arme Sophie versteht ihren Freund zuerst nicht; allmählich erst wird ihr klar, was er von ihr fordert (492 f.). Da reißt sie sich stolz aus seinen Armen.

Doch Alceste wird immer sicherer, wird ganz der alte Wüstling. Er versucht nun mit Spott (494, 498) ihre heuchlerische Sprödigkeit zu brechen und spielt immer deutlicher auf ihr Verbrechen an. Jetzt wird Sophie immer aufgeregter, Alceste aber — immer kleinlauter. Nur stockend spricht er die schwere Anklage aus (503). Das Gefühl wirkt wieder in ihm und zeigt ihm, daß er geirrt habe. Als sich Sophie empört abwendet, ist ihm schon ohne weiteren Beweis klar, wohin ihn seine durch den Verstand vermittelte „Erfahrung" zum

zweiten Male geführt hat. Wieder spricht lediglich das Gefühl überzeugend für Sophies Reinheit und Tugend. Wieder steht er kläglich beschämt vor Sophien. Er bittet flehend um Vergebung (505, 506). Sophie aber weist ihn verächtlich zurück. Empört über die Schlechtigkeit ihres Vaters, den sie selbst für den Dieb hält, verrät sie diesen (506/10) und läßt Alceste verdutzt stehen.

„Nun Herr Alceste, wie stehts!" fragt sich Alceste (511), fragt er ironisch den „Herrn Freigeist", der so sicher auf seine Vernunft und Erfahrung gebaut hatte. Der Umschwung in seiner Seele ist entschieden. Aus Sophies Aussage, ihren anklagenden Worten gegen den Vater, eine neue „Erfahrung" zu machen, verbietet ihm jetzt sein Gefühl (512/3). Und das Gefühl bringt ihn jetzt auch auf die richtige Spur: auf Söller (514, 515/7). Seinem Verdacht widerspricht zwar noch die (Verstandes-) Erwägung, daß Söller die Nacht nicht zu Hause war (515, 518). Doch wieder soll das Gefühl Recht behalten.

Söller hat Angst vor dem Galgen. Er glaubt aber vor der Anzeige durch Alceste sicher zu sein, wenn er ihn mit der Klage auf Ehebruch, der nach seiner Ansicht vorliegt, bedroht (vgl. 602, 603). Er versucht also — möglichst vorsichtig zunächst — dem jungen Herrn klar zu machen, daß er von dem Stelldichein Kunde hat, und macht Anspielungen auf sein (eingebildetes) Hahnreitum, die Alceste nicht versteht (524/38), dann aber auf Sophies vermeintlichen Hang zur Naschhaftigkeit außerhalb der Ehe, die Alceste sehr energisch zurückweist. Söllers gemeiner Skeptizismus gegenüber der Frauentugend, der doch soviel Ähnlichkeit mit dem freigeistischen hat, wird jetzt von Alceste entschieden abgelehnt. Er tritt jetzt mit ehrlicher Überzeugung für Sophie ein, verteidigt sie gegen die niederen Verdächtigungen ihres eigenen Gatten, dessen Schlechtigkeit er verächtlich den geistigen Vorzügen Sophies entgegenstellt (558/60). Er, der eben noch den Freigeist, den „Debauché" spielen wollte, würde jetzt vor der „ganzen Welt" (554) mit dem Degen für Sophies Ehre eintreten (567/9).

Als Söller selbst diesem entschiedenen Ton gegenüber bei seinen verdächtigenden Anspielungen bleibt, merkt Alceste schließlich, daß Söller etwas vom Rendezvous weiß und darauf seine Verdächtigungen gründet. Er scheint nicht sonderlich darüber aufgeregt zu sein. Wenn überhaupt (570), so ist es aus Besorgnis um Sophies Ruf (578/9). Als er nun aber zu ahnen beginnt, daß Söller das Stelldichein *selbst*

belauscht hat, „fährt er zusammen wie über einen Gedanken" (582); er ist aber weniger erschrocken als „ergrimmt" (582). Er muß jetzt wissen, was Söller meint, um Sophies Ehre schützen zu können, und geht nun „mit dem entschlossensten Zorne" (583) gegen den Lumpen vor. Durch die frechen Bemerkungen Söllers zum äußersten Zorn gereizt, zwingt er schließlich den feigen Kerl mit dem Degen zu dem Geständnis, daß er, beim Diebstahl überrascht, das Stelldichein belauscht habe. Er stößt ihn verächtlich weg und steckt den Degen ein (597), ohne auch nur im geringsten zu erschrecken oder etwa schuldbewußt verlegen zu werden.[1]) Vielmehr, als Söller, nun wieder frech, bei seiner Behauptung bleibt und aus ihr das Recht auf Straflosigkeit ableiten will, weist ihn Alceste energisch zurück (599) und droht ihm mit vollem Recht mit dem Galgen (601). Söllers Gegendrohung mit den Strafrechtsparagraphen gegen den Ehebruch (602, 603) reizen zuerst seinen Zorn, schließlich aber gibt er es auf, den eingebildeten Hahnrei zu bekehren, und begnügt sich mit der spöttischen Bemerkung, daß diese Paragraphen, das „alte Zeug", längst veraltet, „in Praxi nicht Mode" seien (604), daß also Söller, selbst wenn sein Verdacht Recht hätte, keine Hoffnung auf Straflosigkeit haben könne (605).

Um so mehr muß es uns wundern, wenn Alceste in der letzten Szene, und zwar mit Worten wie: „Und Sie verzeihen doch auch *unserm* Söller" (627) *für* diesen spricht, und der Lump ohne Widerspruch in die allgemeine Versöhnung mit aufgenommen wird. Die Worte Alcestes: „All wart ihr im Verdacht und ihr habt alle Schuld" (614) sollen die Begründung dafür liefern. Sie tun dies aber nicht, weil sie aus der Luft gegriffen sind.[2]) Sophie und der Wirt haben ebenso wenig wie Alceste Grund, Söllern zu verzeihen.

Wohl aber haben diese drei einander einen gemeinsamen Fehler zu verzeihen: eine große Leichtgläubigkeit bei dem häßlichen Verdacht

[1]) H^2 hat an dieser Stelle schuldbewußtes Erschrecken (DjG. 1, 221), offenbar um den — in H^1 nicht motivierten — Schluß des Stückes einigermaßen wenigstens zu begründen. Dadurch wird aber nur ein Widerspruch mehr in das Stück hineingetragen, ohne daß der gewollte Zweck erreicht würde. Denn Alceste ist faktisch schuldlos und hat also gar keinen Grund, zu erschrecken und dem Verbrecher zu verzeihen (vgl. S. 43, Anm. 1; S. 51, Anm. 2; S. 52, Anm. 1).

[2]) In H^2 sind diese Worte denn auch gestrichen, ohne daß aber eine andere, bessere Rechtfertigung für den sonderbaren Schluß oder für den Titel geboten würde.

auf eine sonst makellose Person. Für diesen niedrigen Verdacht bittet denn Alceste Sophien noch einmal um Vergebung, und diesmal erhält er sie (624). Denn er beweist durch eine unbefangene Schilderung des Stelldicheins Sophies Unschuld und Reinheit (615/6); er erkennt ihre Seelengröße voll an und verspricht ihr beschämt, nie mehr an ihrer Tugend zu zweifeln (624/6).

Er gibt also endgültig seine Freigeisterei auf. Das Gefühl hat gesiegt und hat ihn zum Idealen zurückgeführt.

§ 8. Sophie.

Sophie ist eine junge,[1]) sehr schöne Frau (542, 195, 559, 453). Sie ist im Gegensatz zu Alceste bürgerlichen Standes, die Tochter des anscheinend wohlhabenden Wirts (vgl. 560).

Sie ist von Natur gut, „kein Freund vom Lügen“[2]) (271), „beständig treu und rein“ (513), ist eine vornehme ja stolze Natur (vgl. vor 492). Alceste, selbst ein im Grunde guter und vornehmer Charakter rühmt an ihr aufrichtig „vielen Reiz der Seele“ (559) und nennt sie „so groß wie tugendhaft“ (625). Heftig braust sie auf, als Alceste böse Anspielungen macht (498). Diese Tugend gründet sich bei ihr nur auf das Gefühl; die Tugend ist ihr Natur. Das Gefühl ist es auch, das sie über die konventionellen Schranken, den bürgerlichen Stand hinweghebt und neben oder gar über Alceste stellt, und auch ihrem edlen Stolz zu Grunde liegt.[3])

Sophie ist also wirklich ein „seltenes Geschöpf“ (442), ein Weib, wie man es selten findet: schön, gut und liebenswürdig. Es ist durchaus zu verstehen, wenn von ihr ein wunderbarer Zauber ausgeht, der später den Freigeist Alceste gefangen nimmt und in den

[1]) Nach H^2 I ist sie 25 Jahre alt; denn sie ist dort seit etwa einem Jahre verheiratet (DjG. 1, 155, 152), und zur Zeit der Heirat war sie 24 Jahre alt (S. 161).

[2]) H^2 I verwickelt sich auch hier in Widersprüche zu H^1 (= II. und III. Akt). Dort belügt sie eben so keck ihren Vater (DjG. 1, 168), wie sie ihren Mann betrügt, wenn sie sich stellt, als ob sie gern mit zum Balle ginge, während sie sich eben zum Rendezvous verabredet hat (S. 169).

[3]) H^2 I fügt zu dem Charakterbilde Sophiens einige neue, teilweise stark widerspruchsvolle Züge hinzu. Zunächst die Freude am Putz und Tanz (DjG. 1, 159), ferner den Hang zur Sparsamkeit (S. 159). Widersprüche zu Akt II und III (= H^1) sind es, wenn sie sich selbst geradezu als berechnendes, kokettes (161), verwöhntes (159), eitles (161) Mädchen schildert.

Bannkreis der Idealen zieht. Doch auch Alceſt übt gleich bei der erſten Bekanntſchaft eine ähnliche Wirkung auf ſie aus.

Sophie hat den vornehmen jungen Herrn vor langen Jahren kennen gelernt (vgl. „einſt", Vers 180). Damals war ihr Herz noch „kalt, ſpröde" (67), noch unberührt von Liebesleidenſchaft. Durch Alceſt erſt wird es „erweicht" (67) und „entflammt" (184). Schon beim erſten Anblick fühlt ſie ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen (184/6), und umgekehrt. Er fragt nicht nach ihrem bürgerlichen, ſie kehrt ſich nicht an ſeinen vornehmen Stand; „keine Wahl", „nicht die Vernunft" führte ſie zuſammen (183). Sie folgt, wie er, widerſtandslos dem Zwange eines mächtigen Gefühls, der „Sympathie". Sophie hat nie „ein ſympathetiſch Herz wie ſeins" gefunden[1]) (105). Sie findet ihn nicht nur „liebenswert" (110), „teuer" (127), ſondern gar „vollkommen" (107). Sie ſieht alſo Alceſt, ihren erſten und einzigen Geliebten, mit denſelben ſchwärmenden Augen an, wie er ſeine Sophie, die ihm „Gottheit, Mädgen, Freund, in allem alles war" (445). Aus ſich heraus kann ſie ſchwerlich zu den Begriffen und der Anſchauung der platoniſchen Lehre gekommen ſein. Vermutlich hat ihr alſo Alceſt ihre Gefühle, den Zug der Herzen zu einander gedeutet. Ihre eigne Veranlagung, die Tatſachen in der Geſchichte ihrer Liebe und ſchließlich jene eigenartige unmittelbare Beeinfluſſung der einen „ſympathetiſchen" Seele durch die andere, wie ſie ſich nachher wieder bei der Bekehrung Alceſts unter dem Einfluß Sophies geltend macht, dieſe drei Momente machen alſo Sophie bald zu einer überzeugten Anhängerin jener platoniſchen Gefühlslehre, zu der ſich Alceſt bekennt.

Ihre ſchwärmeriſche, platoniſche Liebe gewährt auch ihr lange[2]) (187) ein „ſüßes" Glück (69; vgl. 179, 187, 444). Die ſelige Zeit

[1]) In H^2 fragt man ſich erſtaunt, wie Sophie nach der brutalen Behandlung, die ihr Alceſt (H^2 I, 5) zuteil werden läßt, nachher im II. Akt dazu kommt, ihn einen „ſympathetiſchen", „liebenswerten", „vollkommenen" Menſchen zu nennen (DjG. 1, 180/1).

[2]) Nach H^2 I dauerte die Liebeszeit „vierthalb Jahr" (DjG. 1, 157). H^2 I geht etwas näher auf dieſe Zeit ein: in der Wirtsſtube geſtanden ſich die beiden ihre Liebe, ſchwur ſie ihm ewige Treue (S. 163). Damals hatte ſie „nicht Zeit, was ſonſt als ihn (Alceſt) zu denken" (S. 163). Damals „war dir (Sophien) nichts zu ſchwer, du halfeſt dir geſchwind, Ein Drach war eingewiegt, und hundert Augen blind" (S. 164).

verging wie im Fluge. Das Ende kam wenigstens Sophien zu schnell (71). Das „Schicksal", die „Not" zwang sie, ihren Alceſt zu „verlassen" (71, 115, 188); etwas näheres wird nicht darüber gesagt.[1])

Sophie behält — anders wie Alceſt — die im Verkehr mit dem Geliebten erworbene Weltanschauung, die ja ihre eigenen, auf ihr natürliches Gefühl gegründeten, mehr instinktiv gewonnenen Anschauungen mit den platonischen Gedanken Alceſts harmonisch verband, bei, entwickelt sie aber nachher weiter. Zunächst ist sie kurz folgende:

Eine Vorsehung („Schicksal") bestimmt zwingend das Geschick der Menschen und bestraft mit ausgleichender Gerechtigkeit die Sünden der Sterblichen (71/2, 107/8, 115/6). Sie gibt dem Menschen seine seelische Veranlagung, und durch eine gleiche Veranlagung bestimmt sie zwei Menschen für einander. Solche für einander geschaffenen

[1]) Entgegen der ausdrücklichen Aussage Sophies in H^1 (und entsprechend im II. Akt von H^2) wird in H^2 I nicht Sophie, sondern Alceſt als der am Bruch des Verhältnisses schuldige Teil hingestellt. Wenn Sophie sagt:

„Wo ist sie hin die Zeit, da sie zu ganzen Scharen,
Die süßten jungen Herrn zu deinen Füßen waren.
Da jeder sein Geschick in deinen Blicken sah.
Ich stund im Überfluß wie eine Göttin da,
Aufmerksam um mich her die Diener meiner Grillen"

(DjG. 1, 161), so geht das offenbar mit auf Alceſt. Das wird noch deutlicher, wenn sie fortfährt:

„So ists mit unsern Herrn in dieser schlimmen Zeit,
Es gehen zwanzig drauf bis daß ein halber freit.
Ich sah mich manches Mal betrogen und verlassen.
Wer vierundzwanzig zählt hat nichts mehr zu verpassen.
Der Söller kam mir vor und ich, ich nahm ihn an" (161).

Zu den jungen Herrn, die Sophien „betrogen" und „verlassen" haben, gehört auch Alceſt, und zwar ist er der letzte der Treulosen gewesen. Denn ihn liebt sie noch (162), kann also inzwischen keinen andern geliebt haben. Alceſt ist also schuld an dem Bruch, und so indirekt schuld an Sophies Unglück in der Ehe. (Die dritte Fassung der Mitschuldigen entwickelt den Widerspruch nur folgerichtig weiter, wenn Alceſt II, 6 sagt: „Es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn, daß ich gar vieles schuld an ihrem Elend bin".) Schon in H^2 wurde „Zuletzt verließ sie mich" (H^1 188) in „Zuletzt verschlug es sich" umgewandelt. Dagegen blieb Sophies: „Die Not zwang mich dich zu verlassen" (115) stehen. Es wurde erst in der dritten Fassung gestrichen.

Menschen werden durch ein unwiderstehliches Gefühl, die „Sympathie" zusammengeführt (105, 107, 183, 184, 186, vgl. 486,7); sie müssen einander für immer lieben[1]) (123/4, 64, 129, vgl. 485,7) und können für keinen andern wahre Liebe empfinden (65/6, 67, 63/4, 129/30, 107).

Dieser Begriff der Vorsehung hat wenig mit der christlichen Vorstellung von Gott zu tun. Sophie lehnt auch entsprechend den Teufelsglauben ab (91/2); sie sucht den Teufel innerhalb, nicht außerhalb des Menschen (93) (z. B. in Söller).

Wenn nun die Vorsehung die Sünden bestraft, dann müssen „Gut" und „Böse" von der Vorsehung gesetzte, also absolute Begriffe sein. Dann kann es für Sophie nur eine wahre Ethik, nur eine wahre Sittlichkeit geben. Der Wegweiser zu dieser Sittlichkeit ist nun das „Gefühl". Es äußert sich bei Sophie in verschiedener Weise:

Zunächst als lebendiges Pflichtgefühl,[2]) als empfindliches Gewissen (51/2, 83, 87, 142, 143 f.). Nicht nur in der Ehe, sondern auch in ihrem platonischen Verhältnis zu Alceſt fühlt sie sich zur Treue und Reinheit verpflichtet (97/8, 99). — Läßt sich Sophie durch sinnliche Leidenschaft oder durch Verstandeserwägungen auf einen Irrweg (vgl. 58) führen, dann äußert sich das Gefühl bei ihr, ganz wie bei Alceſt, als mächtiger Drang zum Sittlichen, zugleich aber auch als das höhere, ja höchste Seelenvermögen,[3]) vor dessen

---

[1]) Eine Stelle in H^2 I scheint dies zu bestätigen. Sophie sagt zu Alceſt: „Die Liebe widersteht der Zeit die alles raubt. Man hat nie recht geliebt, wenn man sie endlich glaubt" (DjG. 1, 164). Sonderbarerweise widerspricht sich aber Sophie selbst schon innerhalb des I. Aktes. Denn in ihrem Monolog (4. Auftritt) sagt sie ausdrücklich, daß sie sich „manches Mal betrogen und verlassen" fand (S. 161); und da Alceſt (nach H^2 I) der letzte gewesen ist, der sie verlassen hat, so kann er weder der erste noch der einzige Geliebte gewesen sein, wie sie in Akt II und III (= H^1) im Einklang mit ihrer Anschauung von dem Wesen der Sympathie berichtet, die also in H^2 einfach übersehen wird.

[2]) H^2 I bringt hier einmal eine Bestätigung: „Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr", sagt Sophie von sich (DjG. 1, 158).

[3]) Möglicherweise hat der Dichter auch beabsichtigt, in Sophie außer der Wirksamkeit der genannten Funktionen des „Gefühls" auch die des intuitiven Erkennens, die bei Alceſt eine Rolle spielt, anzudeuten. Doch ist das unsicher, weil die betreffende Stelle noch eine andere, und zwar, wie ich glaube, sicherere Interpretation zuläßt. Wenn nämlich Sophie in der Szene vor dem Auftreten Alceſts sagt: „Ich hoff und fürcht ihn doch" (84), so kann

zwingender Macht Sinnlichkeit und auch der Verstand kläglich verstummen (55/8, vgl. 83/85, 87/90 f., 95/6, 142, 143 f.).

Mittels dieses mannigfaltigen Gefühles ist sich also Sophie „in ihrem dunklen Drange des rechten Weges stets bewußt". Denn mit diesem Gefühl kann sie die Gebote der Sittlichkeit, die die Vorsehung dem Menschen gleichsam ins Herz[1]) geschrieben hat, erkennen, aus ihrer Natur herauslesen. Das Gefühl ist also für Sophie, wie für Alceſt, die Stimme der Natur, indem es, vor allem als mächtiger offenbarender Drang den rechten Weg zu der von der Vorsehung gewollten, wahren, natürlichen Sittlichkeit führt.

Die positive Ethik, die sich auf diesen metaphysisch-religiösen Anschauungen, namentlich auf dem „Gefühl" aufbaut, trägt notwendig einen. stark idealistischen Charakter. Nach Sophies Anschauung gibt es eine wahre Tugend (109), eine wahre Sittlichkeit, gibt es ein reines Freundschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau, das sich von der Sinnlichkeit frei halten oder sich über sie erheben kann und wie eine ideelle Ehe zur Treue und Reinheit verpflichtet (143/4, 97/99). Es gibt also eine höhere, geistige Liebe, die über der Sinnlichkeit steht; es gibt eine Frauenehre, die auch auf den „guten Ruf" zu achten hat (148, 506/7 f.). Alles in allem eine Anschauungsweise, die einem frivolen Skeptizismus, wie ihn Alceſt (als Freigeist) und in noch niedrigerer Weise Söller vertritt, schroff,

---

das, wie wohl aus der Umgebung dieser Worte hervorgeht, bedeuten: „Ich erwarte ihn sehnsüchtig, weil ich ihn liebe (ich hoffe ihn), und doch „fürchte ich ihn", weil mein Gewissen die Sinnlichkeit hier für Sünde hält". Es könnte aber auch heißen: „Ich hoffe, er wird edel genug sein, um in mir nur die Freundin zu sehen, und doch fürchte ich seine Sinnlichkeit". Wenn diese letzte Interpretation die richtige wäre (was ich wie gesagt weniger glaube), dann hätte der Dichter damit sagen wollen, Sophie habe dem Schein zum Trotz instinktiv erkannt, daß in Alceſt die edle sittliche Natur die sinnliche, freigeistische überwiege. — Vielleicht will er eben dasselbe sagen, wenn er Sophien wider den Schein der Erfahrung, nämlich der erbitterten Abreise Alcests zum Trotz, stets „hoffen" läßt, Alceſt liebe sie noch (124) und werde zurückkommen. Auffällig würde dabei sein, daß in beiden Fällen das Wort „hoffen" verwendet wird, das in der ersten Stelle bei der als wahrscheinlicher bezeichneten Interpretation in etwas ungewöhnlicher Weise gebraucht wäre.

[1]) „Herz" ist eins der häufigsten Worte in den Mitschuldigen; namentlich aber führt es Sophie gern, ja auffallend oft im Munde. Der Dichter will wohl auch dadurch die Bedeutung des „Gefühls" betonen.

ja als äußerster Gegensatz entgegensteht.[1]) Ganz bezeichnend für ihre Anschauung und ihren Charakter ist es, wenn sie Söllern „dumm ohn' ein gutes Herz, und boshaft ohn' Verstand" (118) nennt, wenn sie also seine Denkart als gefühllos und „unverständig" (90) und damit als menschenunwürdig, als „viehisch" (72) ablehnt. Rein sinnliches Leben ziemt dem Menschen nicht; rein sinnliche Liebe führt den Menschen wie ein „Irrlicht" nur auf Abwege (55/58).

Sophies Idealismus bleibt nicht stoisch und abstrakt einseitig, wie Alcests Platonismus gewesen sein mag. Er bleibt nicht mit platonischer Nichtachtung der sinnlichen Natur des Menschen verbunden wie in der Zeit der Jugendliebe. Ihr natürliches Gefühl führt sie über diese Einseitigkeit hinweg und lehrt sie die Sinnlichkeit als gleichfalls natürlichen, wenn auch niederen Trieb kennen, zugleich aber auch seine Macht anerkennen und fürchten (95/6, 137, 143/4, 150/2). Das Bewußtsein der Macht dieses Triebes schützt sie vor der Gefahr eines widerstandslosen Nachgebens in Stunden der Leidenschaft. So ist für Sophie das Gefühl mehr wie ein unbewußter Drang (wie noch bei Alcest). Es ist einmal die Grundlage für ein „gutes Herz" und für „Verständigkeit", die beide erst den wahren Menschen ausmachen (s. o.; vgl. 118, 90/2), und dann für die Erfahrung. —

---

[1]) Auch Sophies Anschauung wird in H²I in einer Weise verwischt, die starke Widersprüche in das Ganze bringt. Hier wird aus der optimistischen Idealistin eine pessimistisch kluge, fast blasierte Frau. So wenn sie zu dem Thema: „Standhaftigkeit der Frauentugend" die fast Söllersche Glosse macht: „Die stärksten Fische treibt der Hunger an den Angel" (DjG. 1, 158); oder wenn sie über den „guten Freund", auf dessen Hilfsbereitschaft Söller rechnet, sagt: „Wenn er ein Narr ist, ja; Zu holen sind gar oft die guten Freunde da, doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu sehen" (159). Oder wenn sie von den „jungen Herren" spricht:

> „Anbeter könnt ich zwar noch in der Menge haben;
> Allein wenn eine Frau ein Bissgen Tugend hat,
> So ists der junge Herr in wenig Stunden satt" usw. (161).

Das „Bissgen Tugend" klingt eigentümlich und scheint sie in diesem Augenblick nicht sonderlich zu erheben. Trotz alledem sagt sie aber stolz auf Söllers Worte: „Kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben, so sei ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben", die doch nach ihrem oben zitierten Selbstbekenntnis sehr gut auf sie (in H²I) passen: „Du kennst mich nicht genug" (S. 157).

Einige Zeit[1]) nach dem Bruch mit Alceſt und nach ſeiner Abreiſe heiratet Sophie den Lumpen Söller (115/6). Was ſie, den ſchärfſten Gegenſatz zu dieſem niedrigen, ja gemeinen Charakter, zu dieſem Schritt veranlaßt, wird von dem Dichter wohl abſichtlich im Dunkeln gelaſſen, weil es ihm ſchlechterdings unmöglich war, eine ſolche Mißheirat auch nur einigermaßen glaublich zu machen. Da er der komiſchen Verwickelung wegen auf ſie nicht verzichten konnte, tat er immer noch am beſten, wenn er ſich mit ſolchen allgemeinen Andeutungen begnügte wie: „Die Not", alſo beſondere Umſtände hätten Sophie zu dem Schritt gezwungen (115). Zugleich mit der „Not", dem „Schickſal" wird ihre Heirat ſtets in Zuſammenhang mit dem Bruch mit Alceſt gebracht (71/2, 107/8, 115/6), ein Beweis dafür, daß die Heirat nicht lange nach dieſem Bruch ſtattgefunden haben kann. Neben ſolchen allgemeinen Andeutungen finden ſich andere, die aber ebenſo wenig Klarheit über den Vorgang bringen. Es ſcheint, als ob Sophie *vor* der Heirat Söllers Charakter noch nicht gekannt hätte (88/90), aber unſympathiſch iſt er ihr auch damals ſchon geweſen. Denn ſie dachte nicht, ihren Gatten zu lieben, oder auch nur zu achten, ſondern nur „ihn zu ertragen" (116). Sie handelt alſo *gegen* ihr *Gefühl*, ja mit einer gewiſſen Abneigung, die um ſo ſtärker ſein muß, als ihre Liebe zu Alceſt unvermindert in ihrem Herzen fortlebt (63/4). Gerade dieſe Liebe macht aber eine ſolche Ehe nur noch unglaublicher. Sophie meint nachher, als ſie Söllers Charakter durchſchaut hat, die Vorſehung habe ihr auf das Übermaß von Glück in der Liebe zu Alceſt mit ausgleichender Gerechtigkeit ein ebenſo großes Unglück zugedacht (107/8, vgl. 71/2); ſie ſieht wohl auch jetzt in der Liebe zu dem vornehmen „vollkommenen" jungen Herrn einen eitlen ſündigen Verſtoß gegen die Schranken ihres bürgerlichen Standes, den nun die Vorſehung beſtraft hätte (71/2, vgl. 107/8). Doch auch mit dieſer ſubjektiven Begründung ihres Unglücks, ihrer Heirat, iſt objektiv nichts gewonnen.[2])

[1]) Nach H^2 I heiratet Sophie ein Jahr ſpäter; denn ſeit Alceſts Abſchied ſind etwas über zwei Jahre vergangen (DjG. 1, 157), und im Stück iſt ſie ſeit etwa einem Jahr mit Söller verheiratet (155).

[2]) H^2 I macht es ſich zur Aufgabe, das Zuſtandekommen der Ehe Söllers und Sophies aufzuklären, bietet aber eine Darſtellung, die in ſcharfen Widerſpruch zu den oben beſprochenen, in Akt II und III von H^2 beibehaltenen Motiven tritt: Sophie wird nicht mehr durch die „Not" gezwungen, ſie

§ 9. Sophie: Fortsetzung.

Sophie muß das Nichtbeachten des Gefühls, das sie von vornherein gegen Söller eingenommen hatte, bitter büßen. Denn es bleibt ihr nicht lange verborgen, daß Söller nach Charakter und Denkart den schärfsten Gegensatz zu ihr bildet. Daß sie durch das Lotterleben ihres Mannes in materielle Sorgen gestürzt wird (vgl. 217, 453/4), will noch wenig besagen. Daß sich aber ihre edle Natur unwiderstehlich gegen seine niedrige, sinnliche Denk- und Lebensart empören, zur unbeschränkten Verachtung, ja zum Haß kommen muß (62, 116; 89/93, 118/21, 72), das kann sie nur tief unglücklich machen.[1]) Denn so ist sie einem starken Konflikt preisgegeben zwischen dem Pflichtgefühl und dem Gefühl für die absolute

täuscht sich nicht mehr über Söllers Charakter, sondern die Sache liegt ganz anders, wie sie selbst bekennt:

„Und ach! ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein Bissgen hübsch, so sieht man jedem an,
Da summt uns unser Kopf den ganzen Tag von Lobe.
Und welches Mädchen hält wohl diese Feuerprobe?
Ihr könnt so ehrlich tun, man glaubt euch wohl auf's Wort,
Ihr Männer! Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naschen giebt, so sind wir all beim Schmause,
Doch macht ein Mädchen Ernst, da ist kein Mensch zu Hause.
So ist's mit unsern Herrn in dieser schlimmen Zeit,
Es gehen zwanzig drauf bis das ein halber freit.
Ich sah mich manches Mal betrogen und verlassen.
Wer vierundzwanzig zählt hat nichts mehr zu verpassen.
Der Söller kam mir vor, und ich, ich nahm ihn an;
Es ist ein schlechter Mensch, allein er ist ein Mann"
(DjG. 1, 161, vgl. 158).

Einer solchen Sophie glaubt man allerdings gern, daß sie ohne Bedenken auch einen Söller heiraten kann.

[1]) In H^2 I erscheint Sophies Verhältnis zu Söller ganz anders. Hier sind sie noch jung (erst seit einem Jahr) verheiratet und scheinen fast noch in den Flitterwochen zu leben. Er nennt sie sein „Schäfgen" (DjG. 1, 170), „Fieckgen" (152, 153, 155), küßt sie verliebt; sie nennt ihn „Lieber Mann", „Mein Guter" (155), „Lieber" (157). Zwar gesteht sie, daß sie in ihrer Ehe nicht sonderlich glücklich ist, aber nicht wegen seines Charakters eigentlich, sondern weil ihre Vergnügungssucht in der Ehe zu kurz kommt (161, 158, 159). Zudem: „es ist ein schlechter Mensch, allein er ist ein Mann" (161). Sie hofft sogar, daß mit seiner Jugend auch sein Leichtsinn schwinden werde (153).

Verbindlichkeit der Tugend[1]) auf der einen, und dem natürlichen Abscheu vor Söller auf der anderen Seite. Ohne jeden Freund, dem sie ihr Herz „voll Plagen“ (103), voll „Pein“ (125) ausschütten kann, findet sie nur in der Erinnerung an das Glück ihrer Jugendliebe Trost. Nur der Glaube, daß Alceste sie noch liebe, und auch wohl die sehnsüchtige Hoffnung, daß die „Sympathie“ ihr den Geliebten zurückführen müsse (123/4), hält sie aufrecht in ihrem Unglück, das ihr, wie sie glaubt, von der gerechten Vorsehung auf das allzugroße Glück in der Liebe zu Alceste gesandt ist (71/2, 107/8).

So lebt sie mehrere Jahre[2]) — Söller ist trotz der Schönheit seiner Frau schon längst über die Stimmung der Flitterwochen hinaus (vgl. 543/6, 523/5) — an der Seite des verhaßten Mannes dahin. Da wird eines Tages Sophiens Hoffnung erfüllt: Alceste kehrt in die Stadt zurück und mietet für sich und seinen Diener auf längere Zeit[3]) mehrere Zimmer im Gasthause ihres Vaters.

Sophie muß über seine Rückkunft beglückt gewesen sein. Sie liebt ihn ja noch, und hofft — gemäß ihrer idealen Anschauung —, wie in der Jugendzeit in einem neuen reinen Freundschaftsbunde mit dem Geliebten Trost und Ersatz zu finden für das vermißte Eheglück. Alcestes stilles Benehmen während der ersten Zeit seines Aufenthaltes scheint ihren Wünschen durchaus zu entsprechen. Sie begrüßt ihn also und behandelt ihn von vornherein als ihren „Freund“ (205), wie es scheint auch in Gegenwart ihres Mannes, der dabei wohl auch von dem früheren Verhältnis der beiden erfährt (70). Sie sehen einander aber auch öfter allein (201, 95). Dann schüttet sie ihm ihr Herz aus (205), klagt dem Freunde ihr Leid über das Unglück ihrer Ehe mit dem Lumpen Söller, der ihr,

[1]) In H²I wird auch Sophies Tugend in ein recht bedenkliches Licht gerückt. Sie wird fast zum relativen Begriff und scheint sie mehr zu drücken als zu erheben:

„Willst du ein braves Weib, so sei ein braver Mann.
Ach es versucht uns nichts so mächtig als der Mangel;
Die klügsten Fische treibt der Hunger an den Angel“ (DjG. 1, 158),

und:

„Da sitz ich nun und bin nicht besser wie begraben.
Anbeter könnt ich zwar noch in der Menge haben;
Allein wenn eine Frau ein Bissgen Tugend hat;
So ists der junge Herr in wenig Stunden satt“ (161).

[2]) Vgl. 180: „einst“, und 71/2, 107/8, 115/6, dazu oben S. 37.

[3]) Nach H²I ist Alceste bereits 14 Tage im Wirtshaus (DjG. 1, 164).

seit Alceſt, der „Gegenſatz“ zu ihm (108), zurückgekehrt, erſt recht unerträglich wird (61/2). Ja, ſie „ſchwört“ ihm, ſie habe ihn „als alle Menſchen lieber“ (207), aber nie, ohne zu betonen, daß ſie in ihm nur den Freund ſehen kann (205), daß ſie ihrer Pflicht als Gattin, der Tugend in dem Verhältnis zu ihm nicht untreu werden darf (209). Sie iſt alſo noch feſt überzeugt, daß auch unter den veränderten Verhältniſſen die Erneuerung der alten idealen Freundſchaft und Liebe möglich ſei.

Die Verwirklichung dieſes Ideals wird nun aber durch ein Moment in Frage geſtellt, das während des früheren Verhältniſſes ausgeſchaltet geweſen war, durch die Sinnlichkeit. Daß Alceſt in der Zeit ſeiner Abweſenheit zum Freigeiſt geworden war, konnte Sophien auf die Dauer ebenſo wenig verborgen bleiben wie, daß er mit den Abſichten eines Débauché zu ihr zurückgekehrt ſei. Es mußte ihr klar werden, wenn er den Wunſch andeutete, ſie zu einem Stelldichein auf ſeinem Zimmer zu bewegen. Sophie hätte, wie in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes, durch die Macht ihrer Perſönlichkeit das ſinnliche Begehren des Freigeiſtes auch dauernd zum Schweigen bringen können, wenn in ihr ſelbſt, der jetzt reifen, verheirateten Frau, nicht die Sinnlichkeit erwacht und ſtärker geworden wäre. Dadurch wird Sophie in einen ſtarken, nie gekannten (83) Konflikt geſtürzt. Denn ihrer Ethik, ihrem Gefühl nach muß ſich die Sinnlichkeit der Sittlichkeit, die ſinnliche Liebe der Pflicht unterordnen, ſoll ſie in der Freundſchaft zu Alceſt gänzlich ſchweigen. Die Sinnlichkeit läßt ſich aber allen Vorſätzen und Grundſätzen zum Trotz nicht unterdrücken. Unter dieſem Zwieſpalt „leidet“ Sophies „Herz“ (97), um ſo mehr als der Verſtand ſie gegen Söller einnimmt (87/90). Sie ſchwankt eine Zeit lang ungewiß.

Wird es dem niederen Triebe gelingen, das ſittliche Gefühl und damit den Idealismus Sophies zu überwinden, oder wird das Gefühl ſeine Macht ſiegreich behaupten?

Zunächſt ſcheint die Sinnlichkeit ſiegen zu wollen. Alceſt fordert ungeſtüm das Stelldichein und droht im Falle der Weigerung mit der Kündigung der Freundſchaft (vgl. 127/8). In Sophie wird die Leidenſchaft übermächtig. Sie verſpricht zu kommen, verſpricht es in einem Ton, der Alceſt für dieſe Nacht „ziemlich viel hoffen“ läßt[1]) (211).

[1]) In H^2 I wird das Zuſtandekommen des Stelldicheins weſentlich anders dargeſtellt, als es nach Akt II und III (= H^1) vorauszuſetzen iſt. Zunächſt

Die Leidenschaft scheint dem Idealismus einen schlimmen Streich spielen zu wollen. Aber es scheint nur so. Das „Gefühl" ist nur vorübergehend betäubt worden. Es beginnt, je näher die Stunde des Stelldicheins rückt, sich wieder um so mächtiger zu regen. Zwar hält Sophie ihr Versprechen und kommt zum Rendezvous. Doch schon ihr erstes Auftreten gibt deutlich Kunde von einer allmählichen Wandlung in ihrem Innern: sie wird sich bewußt, daß sie unrecht tut, fühlt sich schon auf verbotenem Wege und „bebt" „bei dem verwegenen Schritte" (51/2), den ihr „Herz" ein „Verbrechen" nennt (87). Die Liebe ist ihr bereits wieder ein „Irrlicht", das vom Wege der Pflicht und des Rechten abführt (55/58). Der Streit zwischen sinnlicher Liebe und sittlichem Gefühl ist also mit neuer Stärke erwacht. Ihr „Herz schwimmt noch in seltnem Zweifel", sie „hofft und fürchtet" Alceste zugleich (83/4, doch s. S. 34, Anm. 3).

Die sinnliche Leidenschaft findet nun aber noch einen scheinbar mächtigen Bundesgenossen in dem Verstande. Der schilt das Gefühl, das „Herz" übertrieben empfindlich (87) und sucht, ganz ebenso sophistisch wie nachher Alceste (485/9), das Band, das sie mit dem verhaßten Söller verknüpft, als rein äußerliches (88/93), das sie mit Alceste verbindet, aber als das allein gültige und verpflichtende hinzustellen (63/4).

Aber in dem Augenblicke, da Alceste ins Zimmer tritt (4. Auftritt), vollzieht sich eine seltsame, entscheidende Wandlung im Innern Sophiens, so stark, daß sie erbebt, „zittert" (95). In diesem Augenblicke, dem Augenblicke der Entscheidung also, setzt sich das sittliche Gefühl machtvoll durch. Jetzt kommt ihr instinktiv, aber unwiderleglich klar die Erkenntnis des Rechten. Keine Spur von sinnlichem Begehren und sophistischen Verstandeserwägungen ist im folgenden Auftritt mehr an ihr zu entdecken. Von nun an handelt sie vielmehr ganz den Forderungen ihrer idealistischen Ethik gemäß. Alle

flieht Sophie den Alceste sofort nach seiner Ankunft, 14 Tage lang mit Glück (DjG. 1, 157. 164. 162). Sie fürchtet nämlich von Anfang an seine bösen Absichten. Erst nach 14 Tagen gelingt es Alceste (5. Auftritt), Sophien zu sprechen. Sie behandelt ihn zunächst wie einen fremden Herrn; läßt sich aber außerordentlich schnell das Geständnis der Liebe entlocken, und verspricht ihm zu dem (brutal geforderten) Stelldichein zu kommen, weil er droht, sonst sofort die Stadt zu verlassen. Nur um seine Liebe zu erhalten, nicht etwa durch die Sinnlichkeit verführt, sagt Sophie zu (S. 167). — In jedem Punkt fast ein Widerspruch zu Akt II und III (= H^1).

ihre Worte zu Alceſt haben nur den einen Zweck, ihn für eine reine Freundſchaft, einen reinen Seelenbund zu gewinnen.

Sie iſt ängſtlich bemüht, Alceſt eindringlich von ihrer idealiſtiſchen Auffaſſung ihrer beiderſeitigen Liebe zu überzeugen und ſo ſeine jetzt gefürchtete Leidenſchaft von vornherein zurückzuhalten (95/6, 97/8, 105, 107/9, 110). Aus dieſem Grunde betont ſie auch das Unglück ihrer Ehe und ſucht Alceſt glauben zu machen, daß ſie nur zum Stelldichein gekommen wäre, weil er der einzige ſei, bei dem ſie wahren Troſt für das Unglück finden könne (101/2, 103/4, 105, 111/2, 123/4, 125/6, 129/30). Da es ihrem Idealismus und mehr noch ihrer Perſönlichkeit wirklich gelingt, Alceſts Freigeiſterei zu bannen, kann ſie ihren Herzenswunſch nach der Erhaltung eines reinen Freundſchaftsbundes ausſprechen (127/30, 133, 141). Alceſts leidenſchaftsloſes, ja beſchämtes Weſen berechtigt ſie zu der Hoffnung, daß er bereit iſt, ihren Wunſch zu erfüllen. Erfreut über ihren Sieg, läßt ſie ſich jetzt von ihm als „Freund“ (133, 141, vgl. 151) umarmen und küſſen. Doch da Alceſt zu ſtürmiſch wird, weicht ſie „ängſtlich“ (137) aus und verabſchiedet ſich nach einem letzten „Freundſchaftskuß“ (141/2, vgl. 151) von ihm. Sie kennt die Macht der Sinnlichkeit und will den eben erkämpften Sieg des edeln Gefühls nicht aufs Spiel ſetzen (145/52). Das Gefühl (142) und ihre Liebe (143) verbieten ihr zu bleiben. Die Sinnlichkeit darf in dieſem Verhältnis bis zum Kuſſe gehen, im übrigen iſt ſie mit der hohen, freundſchaftlichen Liebe unvereinbar (143/4). Sophie nimmt Alceſts Verſicherung mit, daß er „der Ihre“ ſein werde (153), daß alſo ihr heißer Wunſch erfüllt iſt.

Der Idealismus hat zwiefach geſiegt; einmal in Sophie, indem die ſinnliche Leidenſchaft der Tugend und der höheren, freundſchaftlichen Liebe weichen mußte; und dann in Alceſts Seele, indem unter Sophies Einfluß die Freigeiſterei durch das Gefühl gebannt wird.

Sophie wird nun mit in die tolle Verwickelung hineingezogen, die nach dieſen ernſten Szenen im Stück einſetzt. Sie hält am andern Morgen, als ſie von dem Diebſtahl in Alceſts Stube hört, durch den dort gefundenen Wachsſtock (74 f.) und durch ihres Vaters ſonderbares Benehmen (7. Auftritt) verleitet, dieſen für den Dieb, wird andrerſeits aber von Alceſt und vom Vater, der ſeinen Verdacht Alceſten als Gewißheit mitgeteilt hatte, ſelbſt für die Diebin gehalten. Sie iſt entrüſtet über den Verdacht ihres Vaters, den

sie doch selbst für schuldig hält (297 f.), und muß zu ihrem Schmerz erleben, daß Alceste, ihr wiedergewonnener Freund ihrem Vater Glauben schenkt (507), muß mit leidenschaftlicher Entrüstung (498, 500, 501) hören, daß er ihre Liebe mit dem vermeintlich von ihr gestohlenen Gelde erkaufen will (485 f.). Stolz (492), verächtlich (505) wendet sie sich von ihm und verzeiht ihm nicht, als er reumütig darum bittet (505 f.). Nur ihre Ehre, ihr guter Ruf, den der eigne, noch dazu — wie sie meint — selbst schuldige Vater ihr zu rauben droht, zwingt sie, was sie sonst nie getan, ihren Vater als Dieb anzugeben (506/10). Dann eilt sie entrüstet davon.

Sie macht sich also desselben Irrtums schuldig, weswegen sie Alceste zürnt: eines häßlichen Verdachtes auf eine ihr nahestehende, sonst makellose Person; denn ihr Vater ist ebensowenig der Dieb wie sie selbst. Als sich daher der allgemeine, von Sophie und dem Wirt bis zuletzt festgehaltene (606/7) Irrtum aufgeklärt und Söller sich als Dieb entpuppt hat, gewährt sie, selbst beschämt, Alceste die Verzeihung, als er noch einmal, unter voller Anerkennung ihrer Reinheit und Tugend (615/8) und mit dem Versprechen, nie mehr an ihr zu zweifeln (623/6), darum bittet. Sie ist jetzt versichert, daß er ihr von nun ab ein wahrer Freund sein wird.

Ja, sie verzeiht auch dem gemeinen Söller, und zwar „gerne" (627), ohne daß wir hier einsehen können warum. Denn ihm gegenüber fühlt sie sich nicht schuldig. Sie ist auch weder erstaunt[1]) noch verlegen, als sie hört, daß Söller das Stelldichein belauscht hat.

§ 10. Söller.

Söller ist noch ein „junger Herr" (593), und doch schon vollkommen fertig; ist am Ende des Stückes genau derselbe wie am Anfang. Von seinem Vorleben wird wenig verraten, doch dieses wenige ist unerfreulich genug. Er hat sich mit Dietrichen „durch die Welt geholfen" (21) und „versteht sich drauf, ein bissigen aufzupassen und die Gelegenheit (zum Stehlen) beim Kragen anzufassen"[2]) (15/6).

[1]) Erst in H² wurde dieses Erstaunen hinzugesetzt (DjG. 1, 226; vgl. S. 30, Anm. 1; S. 51, Anm. 2; S. 52, Anm. 1).

[2]) In H² wird aus dem gemeinen Dieb (und zwar innerhalb H²I konsequent) ein lockerer Windhund, ein leichtsinniger Spieler und Säufer, ein „Lumpenhund" (DjG. 1, 152/3), ein Lebemann gemacht. Er stammt jetzt aus „povérm Stande" (152), war eine Zeit lang „Sekretär bei einem Burgemeister" (172). Dort kamen die Dietriche in seine Hände; er hob sie auf,

Er ist „mit Schleichen und mit List" überall durchgekommen (2) und hat sich, da er „nichts hat und doch alles liebt" (14), vor mehreren Jahren, der reichen Mitgift Sophies wegen (vgl. 560), als Schwiegersohn in die ehrenwerte Wirtsfamilie hineingeschlichen,[1]) zu der er seinem Charakter und seiner Denkart nach nicht im mindesten paßt.

Der Grundzug seines Wesens ist angeborne Schlechtigkeit. Er selbst gesteht, die „Natur" habe ihm ein „allzuleichtes Herz" (12) — so nennt er seine Schlechtigkeit — gegeben. Alceste nennt ihn „am fähigsten zu Bosheit, Trug und List" (517), zugleich aber einen „dummen Kerl". Ähnlich bezeichnet ihn Sophie als „dumm" (118), „unverständig, grob, falsch" (90), „Scheusal" (91), „Teufel" (93). In der Tat ist er schon seiner Natur nach der äußerste Gegensatz zu Sophie.

Alles Höhere ist seiner Natur fremd. Ihm fehlt sowohl das edlere Gefühl wie der Verstand; er ist „dumm ohn' ein gutes Herz und boshaft ohn' Verstand" (118). Deshalb steht er ganz unter der Herrschaft der niederen, sinnlichen Triebe. Er kann nicht gegen sie ankämpfen, eben weil sie der Ausfluß seiner niedrigen Natur sind. Er besäuft sich skrupellos mit gestohlenem Gelde (164 f.); er betrügt seine — schöne — Frau, ist „zu schlimm um treu zu denken" (119, vgl. 523/5). Für seine Laster braucht er mehr Geld als ihm sein Schwiegervater bewilligt; er stiehlt daher. Und wenn ihm nicht sein Diebstalent zu Hilfe gekommen wäre, so hätte er sich schon längst — auch seine Frau kann ihn nicht halten — aus dem Staube gemacht (15/7). Dazu kommt eine unglaubliche Feigheit, gegen die er gleichfalls nichts ausrichten kann. So ist er ein Mensch, in dem das niedere Triebleben die Herrschaft führt. Auch darin ist er völlig das Gegenstück zu Sophie, die von dem edlen Gefühl beherrscht ist.

Dieses edle Gefühl ist bei Söller ganz verkümmert. Keine Spur von einem bösen Gewissen ist an ihm zu entdecken, wenn er auf verbotenen Wegen wandelt. Solange er sich sicher fühlt, ist er

ohne sie inzwischen zu benutzen (172). Dann wurde er ein „luckrer Passagier" (155, 152), Spieler, und allmählich durch und durch verschuldet (160,1). — Die oben zitierten Stellen aus H¹ sind, soweit sie der neuen Darstellung des Vorlebens Söllers widersprechen, gestrichen bezw. geändert.

[1]) Nach H²I hat Söller vor einem Jahre um Sophie angehalten (DjG. 1, 155, 161). Da der Wirt einen „Helfer" brauchte, zahlte er Söllers Schulden (152), und Sophie, schon 24 Jahre alt, nahm ihn an (161).

sogar frech (1. und 14. Auftritt; besonders 590 f. und 597). Er kennt eben kein Gewissen. Wohl aber kennt er Furcht vor der Strafe. Sobald er fürchten muß, sein Verbrechen entdeckt zu sehen, weiß er vor Angst weder aus noch ein. Dann zittern seine „feigen Glieder" (27/8); er „fährt zusammen" (28), ihn „grausst's" (433), „es wird ihm siedend heiß" (434); ein Gefühl der Beklemmung schnürt ihm die Kehle zu, ohne daß er sich dagegen wehren kann. Weder Selbsterkenntnis (437/8), noch Selbstironie (437/8), noch Verstandeserwägungen (439) vermögen etwas gegen diesen mächtigen Trieb der Feigheit auszurichten. Er läuft dann in seiner Hilflosigkeit „wie unsinnig umher" (436/7), oder gar mit dem Kopf vor die Wand (162) und läuft wie besessen davon (440). In dieser kläglichen Angst wirkt ein kümmerlicher Rest jenes sittlichen Gefühls fort, das sich bei Alceste und Sophie als mächtiger, aber positiver Trieb zum Guten, beim Wirt als ein empfindliches Gewissen geltend macht. Wie es sich bei Sophie äußerlich in dem „Zittern" (95), beim Wirt im „empfindlichen Blut" (33) und „klopfenden" Gewissen (34), bei Alceste in der „kläglichen" Beklommenheit (131) ankündigt, so auch bei Söller in dem Schlottern der Glieder, in der Lähmung der körperlichen und seelischen Funktionen. Doch muß es sich bei ihm sozusagen mit dieser Demonstration begnügen, ohne positiv etwas bewirken zu können. Denn: seine lasterhaften Triebe sind stärker als sein „Gewissen"; bei ihm ist „die Lust mächtiger als alle Furcht der Strafe" (80).

Bei allen seinen, vom Dichter stark aufgetragenen Schwächen fehlt ihm ein gewisser Eigendünkel nicht. Der geht aber rein äußerlich auf seine „Männlichkeit", für die er den Beweis in seinen strammen Waden findet[1]) (114, vgl. 543/6).

Seine Denkart ist im Grunde weiter nichts als eine Übertragung der eignen Schwächen und Laster auf die Umgebung. Sie hat demgemäß einen stark pessimistischen Charakter.

Er schilt die „Natur" eine „Stiefmama"; denn sie hat ihm seine Laster, sein „allzuleichtes Herz", aber nicht — zum Stehlen geeignete Hände gegeben:

[1]) In H^2 I kommt eine neue Eigenschaft hinzu, die recht wenig zu Söllers Feigheit und Frechheit im II. und III. Akt (= H^1) paßt: das Phlegma gegenüber dem Schelten des Wirts (DjG. 1, 152, 153) und gegenüber der ratlosen, zur Besserung mahnenden Frau (159, 160).

„Mich machte die Natur nun freilich viel geringer,
Ein allzu leichtes Herz und gar zu plumpe Finger
Gab mir die Stiefmama. Das ist nun sehr betrübt
Für einen, der nichts hat und der doch alles liebt“ [1] (11/4).

Ähnlich wie Sophie, nur wieder als Pessimist, glaubt auch er an die äußere Bestimmtheit des menschlichen Lebens durch eine „Vorsehung“. Nach seiner Ansicht hat ihn diese Vorsehung zum Hahnrei „prädestiniert“ (562/4). Söller fürchtet sich aber auch vor dem Teufel (30, 78, 84, 592), der dem Menschen schlimme Streiche spielt, glaubt ferner an böse Geister (419), an Gespenster (29), spricht von dem „Diebs- und Zeitungsgott“ (46). Er bedient sich also der Zeitphilosophie, ohne seinen Aberglauben aufgeben zu können. Echt ist an seinen Phrasen eben nur der Pessimismus.

Denselben pessimistischen Charakter trägt auch seine Ethik, die im Grunde nur eine große, frivole Negation ist. Das einzig Positive daran ist die Forderung des unbeschränkten Befriedigens der niederen Triebe, auch wenn die Mittel zur Bestreitung der Kosten fehlen (14). Nach Söllers Auffassung sind die sinnlichen Triebe der mächtigste Faktor im Handeln des Menschen. Ihnen gegenüber schwindet der sittliche Wille, das Gewissen, das ja nur Furcht vor Strafe ist (80, vgl. 524/5, 547/50). Weil es nicht möglich ist, hält es Söller auch nicht für nötig, sich über diese tierischen Triebe zu erheben. Auch in der Ehe denkt er, trotz der Schönheit seiner Frau, trotz ihrer seelischen Vorzüge, für die er freilich nicht das geringste Verständnis hat (558/60), nicht an Treue (119, vgl. 524 f.). Überhaupt alles Geistige im Menschen, besonders im Liebesleben ist für ihn (wie für die Freigeister) nur Phrase: rein geistige Liebe ist „Kinderei“ (70); Freundschaft zwischen Mann und Frau ist nur ein Deckmantel für die Sinnlichkeit (152 zu 143/52); „Sympathie“ heißt Langeweile (106). Die Frauentugend besonders wird von ihm sehr skeptisch beurteilt; die Sprödigkeit der Frauen, ihr scheinbarer Widerstand als Vorbote des Sieges der Sinnlichkeit über die Tugend

---

[1]) An Stelle dieser Verse bietet H² den wesentlich kühneren Gedanken:

„Doch ists ein schlechtes Ding um halbe Bösewichter.
Ich seh's man wird zum Dieb geboren wie zum Dichter;
Und pfuscht nur einer drein, so fühlt er wie der Blitz
Die Peitsche der Kritik, die Rute der Justiz“ (DjG. 1, 172).

Diese vier Verse stehen nur in H².

ist sein Lieblingsthema[1]) (96, 129, 131/3, 137/41, 152). Nach seiner Auffassung müßte man in jeder Frau eine verliebte Schäferin,

[1]) H²I hat der Erläuterung dieses Charakterzuges einen breiten Raum gewidmet. Im 2. Auftritt unterhalten sich Söller und seine Frau über ihre Vergangenheit:

„Söller.
Eh geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl sagen;
Daß dich Alceſt geliebt, daß du für ihn gebrannt,
Und ihn auch wohl vielleicht — daß du ihn lang gekannt.

Sophie.
Oh!

Söller.
Nein ich wüßte nicht was ich da böses sähe.
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das schießt zu seiner Höhe;
Und wenn es Früchte bringt; eh da genießet sie
Wer da ist; Über's Jahr giebt's wieder. Ja Sophie,
Ich weiß das gar zu wohl, um etwas draus zu machen.
Mir ist's nur lächerlich.

Sophie.
Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Und ich ihn auch geliebt, und ich ihn lang gekannt.
Was ist's denn weiter?

Söller.
Nichts! Das will ich auch nicht sagen,
Daß es was weiter ist. Denn in den ersten Tagen
Wenn so das Mädchen keimt, da liebt sie eins zum Spaß;
Es krabbelt ihr um's Herz, doch sie versteht nicht, was?
Mit sanfter Freundlichkeit schleicht Amor der Betrüger;
Wer keinen Tiger kennt, der läuft vor keinem Tiger.
Und sie versteht es nicht, warum die Mutter schmält.
Voll Tugend wenn sie liebt, ist's Unschuld wenn sie fehlt;
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben;
So sei ihr Mann vergnügt ein kluges Weib zu haben.

Sophie.
Du kennst mich nicht genug.

Söller.
O, laß das immer sein!
Den Mädchen ist ein Kuß, was uns ein Glas voll Wein;
Eins, und dann wieder eins, und noch eins bis wir sinken.
Wenn man nicht taumeln will, so muß man gar nicht trinken.
Genung du bist nun mein —" (DjG. 1, 156/7).

Immerhin ist Söller auch in diesen Tiraden gegen H¹ zahmer geworden.

in jedem jungen Herrn, namentlich der oberen Stände,[1]) einen Ehebrecher, in jedem Mann einer einigermaßen schönen Frau einen Hahnrei vermuten (572/4). Gegen solche Übelstände möchte Söller, da er nicht der Mann ist, sich selbst zu helfen, beim Strafgesetz Schutz suchen (603). Denn es ist ganz natürlich, daß auch er, als Gatte einer schönen Frau, bei seiner Denkart in steter Angst vor dem Hörnerschmuck schweben muß (561 f.); er scheint sogar mit dieser Angst schon in die Ehe gegangen zu sein (576, 534/5). Da nun gerade seine „Männlichkeit" sein einziger Stolz ist und seine Ehre überhaupt ausmacht (114, 543/6), so muß ihm die Treulosigkeit der Ehefrau für eins der schwersten Verbrechen gelten: „zu zaubern, Gift zu mischen, ist nicht so schlimm", meint er (64/5). Daß nun gerade der Mann der tugendhaften, idealen Sophie sich das Hahnreitum einbildet, aus seiner Natur und Denkart, seiner Schlechtigkeit und seinem Pessimismus heraus einbilden *muß*, darin liegt eine vom Dichter sehr fein herausgearbeitete, wirksame Tragikomik.

Woher hat nun Söller seine Weisheit? Sie besagt genau dasselbe wie jene Sätze der „großen Geister" (169 f.), die nach Alceste die freigeistische Ethik ausmachen, nur wird sie gemeiner, plebejischer ausgesprochen. Genau äfft Söller auch die Selbstgewißheit, den Ton der Selbstverständlichkeit der vornehmen Herren Freigeister nach (70, 80, 96, 106/7, 129, 132/3, 137/41, 152, 524/5, 545/6 und öfter). Er hält nämlich wie die „großen Geister" seine Weisheit — der Mann der Sophie! — durchaus für Erfahrung, für vernünftig. Auch sein Satz: „Eh Herre, was man sieht, das geht noch übers Glauben" (580) beweist, daß er für einen Anhänger des Erfahrungsglaubens,[2]) des Empirismus gelten will. Kurz, Söller ist eine Karikatur der Starkgeisterei.

---

[1]) In H^2 kommt ein starker Ausfall Söllers gegen die „großen Herren" hinzu:

„Ja ja, ich bin wohl schlecht,
Allein ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer recht?
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten;
Ihr haltet kein Gesetz, und andre sollen's halten.
Das ist sehr einerlei, Gelüst nach Fleisch, nach Gold!
Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt"

(DjG. 1, 223). Diese Worte sollen zugleich der Motivierung des Schlusses der Mitschuldigen dienen.

[2]) H^2 I hat dies richtig weiter ausgeführt. I, 2 entwickelt er seine

Seine „Erfahrung" ist nun aber wie sein Hahnreitum, das vom Dichter, wie ich sicher glaube, geradezu symbolisch für seinen lächerlichen[1]) Erfahrungsbegriff eingesetzt und verspottet wird, weiter nichts als Einbildung. Sie wird wie seine ganze Anschauung und sein Charakter weder vom Dichter noch von den übrigen Personen des Lustspiels ernst genommen. In allem die Kontrastfigur zu Sophie und in gewisser Weise auch zu dem ihr geistig verwandten Alceste (108), wird Söller von beiden, ja auch von dem biederen Wirt nur verächtlich beurteilt (118/21, 116, 62, 91, 93, 72; 514, 516/7, 558; 425).

Söller weiß von dem früheren Verhältnis Sophiens und Alcests. Er nennt es verächtlich „Kinderei"[2]) (70), ist aber höchst beunruhigt, als Alceste nach langer Abwesenheit in die Stadt zurückkehrt und im Wirtshaus Wohnung nimmt. Er hält Sophie und Alceste, der noch dazu ein vornehmer junger Mann, ein „großer Herr" ist, jetzt für zu alt, zu „erfahren" zu solchen „sympathetischen" Beziehungen. Er fühlt also schon bei Alcests Erscheinen im Gasthaus die Hörner auf dem Kopfe wachsen (534). Andrerseits aber kommt ihm Alceste sehr gelegen. Denn er bringt als reicher Mann viel Geld, eine wohlgefüllte Schatulle mit ins Haus. Die günstige Gelegenheit reizt Söllers Diebessinn.[3])

Der Lump benutzt die Fastnacht, die Alceste angeblich außerhalb des Wirtshauses bei einem Schmause zubringen will (23/4), um sich maskiert, im Domino, in sein Zimmer zu schleichen. Er selbst hat

---

Anschauung von der Hinfälligkeit aller Frauentugend und meint, nur Erfahrung könne eine wahre Tugend begründen:

„Kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So sei ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben" (DjG. 1, 157).

[1]) In H^2 I erscheint er im ganzen weniger lächerlich wie in H^1.

[2]) Im Widerspruch zu dieser Stelle des II. Aktes glaubt Söller in H^2 I nicht an das Platonische der Liebe Alcests-Sophies:

„Das darf ich ja wohl sagen;
Daß dich Alceste geliebt, daß du für ihn gebrannt,
Und ihn auch wohl vielleicht — daß du ihn lang gekannt" (DjG. 1, 156).

[3]) In H^2 werden die Motive zum Diebstahl wie der ganze Charakter Söllers auf eine höhere Stufe gehoben. Hier hat Söller im Spiel Schulden gemacht und wird nun von Herrn v. Tirinette, dem „Spieler", arg gedrängt, seine Spielschulden zu zahlen (DjG. 1, 160, 161, 171; 227). Er weiß nicht aus noch ein. Da kommt ihm der Einfall: „Wie wärs? Alceste hat Geld, und hier da hab ich Schlüssel zu mehr als einem Schloß" (170). Er

den anderen weisgemacht, er würde zum Maskenball gehen, und fühlt sich infolgedessen, sobald er einmal in Alcests Zimmer ist, ziemlich sicher. Mit frechen Witzen öffnet er vermittels seiner Dietriche die Schatulle Alcests und plündert sie gründlich (23 f., 222, 317). Zu seinem Entsetzen wird er bei dieser Arbeit gestört, springt bebend in den schützenden Alkoven, sieht aber beruhigt und zugleich wieder mit frecher Miene seinen von Neugier geplagten Schwiegervater nach einem politischen Briefe Alcests suchen und ängstlich davonlaufen, als er seinerseits durch das Geräusch einer neu hinzukommenden Person geschreckt wird. Söller muß ängstlich und gespannt im Versteck bleiben. Er sieht mit Schrecken — seine Frau erscheinen. Sofort ist ihm eins klar: er ist Hahnrei (53), und soll Zeuge eines Rendezvous seiner Frau und Alcests werden. Wütend will er aus dem Alkoven springen; doch ihm fällt zur rechten Zeit ein, daß er das gestohlene Geld in der Tasche trägt und also stille halten muß (54, 94). Er muß also Sophiens — für ihn wenig schmeichelhaften — Monolog und dann das Stelldichein mit ansehen und anhören. Dabei kommt nun ganz der Gegensatz zwischen ihm und seiner Frau zur Geltung: ihr gelingt es durch ihre Persönlichkeit die begehrliche Sinnlichkeit eines Freigeists in freundschaftliche Liebe umzustimmen; unterdessen glossiert der würdige Gatte ihre idealistisch gefärbten Worte in seiner niedrigen, gemeinen Weise. Der Monolog seiner Frau, in dem sie noch zwischen Sinnlichkeit und Pflichtgefühl schwankte, hat den Wahn, Hahnrei zu sein, in ihm so gestärkt, daß er jetzt in ihrem Idealismus nur Heuchelei, in ihrem ängstlichen Fortgehen nur ein raffiniertes Kokettieren mit der Tugend sieht. Als nun Alcest und Sophie freundschaftlich

---

meint seine Dietriche, die (im Gegensatz zu H^1) noch nie gebraucht sind, und nun zum ersten Male verwendet werden sollen. Für den Fall der Entdeckung erwägt Söller jetzt bereits (in H^1 kommt ihm der Gedanke erst später, wie seine völlige Hilflosigkeit im 5. Auftritt [H^2 II, 5] beweist) den Gedanken, daß seine „schöne Frau" ihn retten könne:

„Und wird es auch entdeckt, so bist du wohl gebettet,
Denn eine schöne Frau hat manchen Dieb gerettet" (171). —

Diese Änderung betrifft hier nicht nur den I. Akt von H^2, sondern auch im II. ist eine entsprechende Stelle über die harmlose Vergangenheit der Dietriche (gegen H^1) eingeschoben (172) und ebenso am Schluß, im III. Akt, vier Verse (227). Der 5. Auftritt des II. Akts (s. o.), der nicht zur veränderten Anschauung paßt, blieb trotzdem stehen. Auch wurde der gemeine Charakter innerhalb Akt II, III (= H^1) nicht im mindesten geändert.

voneinander Abschied nehmen, wobei Alceſt ſeine neue Freundin galant hinaus begleitet, glaubt Söller allem Vorangegangenen zum Trotz, daß jetzt ſein Schickſal, ſeine Schande beſiegelt wird (155 f.). Bebend vor Angſt, wütend über die eingebildete Schmach, rennt er vor lauter Ratloſigkeit und in hilfloſer Feigheit mit dem Kopf gegen die Wand und eilt ſchließlich fort, um ſeine Schande mit dem geſtohlenen Gelde im Wein zu erſäufen (165 f.).

Am andern Morgen kommt er mit einem „Räuſchgen" heim. Er glaubt nach den Andeutungen ſeines Schwiegervaters, der zu ſeinem Schrecken wegen eines offenbar ſehr ärgerlichen Ereigniſſes einen Seſſel verprügelt, alles ſei entdeckt. Wieder weiß er vor lauter Angſt nicht, was er anfangen ſoll. Vergebens ſucht er durch Selbſtironie (437/8), durch verſtändige Überlegungen (439) ſeine ſchlotternden Glieder zu beruhigen. Kaum erblickt er Alceſt, ſo iſt es wieder mit ſeiner Faſſung vorbei. Allen Überlegungen zum Trotz gibt er willenlos ſeiner Feigheit nach und rennt davon (439/40).

Die Angſt vor dem drohenden Galgen bringt nun den Böſewicht auf den Einfall,[1]) ſich mit Alceſt zu „vergleichen". Er hält ja Alceſt für den Ehebrecher, und meint durch Drohen mit den Strafgeſetzparagraphen gegen den Ehebruch (602, 603) einer Anzeige des Diebſtahls für den Fall der Entdeckung vorbeugen zu können. Er macht alſo Alceſt gegenüber Anſpielungen auf das Stelldichein, auf ſein Hahnreitum; er muß aber zu ſeinem Schrecken (vgl. vor 556) erfahren, daß Alceſt nicht nur jede Verdächtigung Sophiens zornig zurückweiſt (554), ſondern ſogar gereizt den Degen zieht, um von dem Verleumder die Wahrheit zu erzwingen. Winſelnd vor Angſt geſteht Söller den Diebſtahl und ſeine Gegenwart beim Rendezvous ein. Er wird dafür von Alceſt verächtlich beiſeite geſtoßen (597) und mit dem Galgen bedroht. Sobald nun aber der Degen in der Scheide verſchwindet, iſt der Lump wieder obenauf.[2]) Er bleibt bei ſeiner frechen Behauptung und droht nun ſeinerſeits dem Alceſt mit

---

[1]) Im Widerſpruch dazu kommt er in H^2 I ſchon vor dem Stelldichein auf dieſen Gedanken (vgl. S. 49, Anm. 3). Durch dieſen Zug wird das ſonſt zu beobachtende Streben von H^2, das Bild Söllers zu heben, entſchieden durchbrochen, wohl der Begründung des in H^1 nicht genügend motivierten Schluſſes des Stückes zuliebe.

[2]) In H^2 erſchrickt Alceſt bei der Entdeckung, daß das Stelldichein belauſcht ſei. Daraus folgert Söller, daß ſein Verdacht gerechtfertigt ſei (DjG. 1, 222).

dem Strafrichter (602, 603). Dabei stellt er sich frech mit ihm förmlich auf eine Stufe: „Ich stahl dem Herrn sein Geld, und er mir meine Frau" (598). Alceſt braust drohend auf, verzichtet aber schließlich darauf, gegen die verstockte Bosheit anzukämpfen. Er bemerkt nur spöttisch (604), daß, selbst wenn sein Verdacht begründet wäre, Söller nicht auf Schonung rechnen dürfe, und fährt mit Recht fort: „Gehangen werden Sie, zum mindesten gestäupt" (605).

Söller aber bleibt bei seinem Wahn (606); auch als Alceſt in der Schlußszene der versammelten Familie das Stelldichein eingesteht und den freundschaftlichen Verlauf desselben betont (615 f.). Der würdige Gatte Sophiens bemerkt nur dazu: „Fast glaub ich's selbsten mit" (626). Daß diese Worte ironisch zu nehmen sind, beweist der Schlußvers des Stückes, den Söller selbst ausspricht:

„Nein, das wär zuviel, ein Hahnrei und gehangen" (632).

Er bleibt also bis zum Schluß der eingebildete Hahnrei; und für ihn ist es durchaus selbstverständlich, wenn die andern, nach seiner Meinung ja „Mitschuldige",[1]) ihm den Diebstahl „gerne" (627) verzeihen. In der Tat ist die schnelle Aussöhnung der andern mit dem Lumpen nur von Söllers Standpunkt aus zu verstehen. Sein Standpunkt ist aber: Einbildung.

---

[1]) Der Titel des Luſtſpiels: „Die Mitſchuldigen" ist durch den Verlauf des Stückes ebenso wenig gerechtfertigt wie sein Schluß. Wenn Alceſt (ſ. o. S. 30/1) zur allgemeinen Versöhnung mit den Worten auffordert: „All wart ihr im Verdacht, und ihr habt alle Schuld" (614), so widerspricht das ganz und gar ſeinem bisherigen Auftreten und überhaupt dem Verlauf des Luſtſpiels. Auch Goethe sah das ein; er strich deshalb in der 2. Faſſung die Worte Alceſts und versuchte, freilich mit wenig Glück, eine andere — also nachträgliche — Begründung für Schluß und Titel zu geben, indem er Alceſt und Sophie sich schuldig fühlen (vgl. S. 30, Anm. 1; S. 43, Anm. 1), und Söller von vornherein mit der Schuld der andern rechnen läßt (vgl. S. 51, Anm. 1, 2). Aber diese Erklärung ist ebenso wie die der ersten Faſſung mangelhaft, weil auch sie dem Verlauf des Stückes und der Anlage der Charaktere widerspricht. — Söllers Schuld ist ein gemeines Verbrechen, das gewissenlos begangen wurde. Bei Alceſt und dem Wirt kann man wohl von einer Absicht zu einem Vergehen sprechen; aber die Absicht ist nicht zur Ausführung gekommen: bei dem Wirt eine harmlose Schwäche, die durch das klopfende Gewissen schon genug gestraft und gesühnt, bei Alceſt eine jugendliche Verirrung, von der er beschämt bekehrt wird. Sophie vollends fühlt sich und ist nach der Meinung des Dichters frei von Schuld (denn nur bei einer reinen, „tugendhaften" Frau kann ein solcher veredelnder Einfluß auf den Freigeist vom Dichter geglaubt und geschildert werden). Alceſt,

§ 11. Der Wirt.

Der Wirt ist schon ein alter Mann[1]) (403, 419) und trotzdem noch rüstig im Geschäft; er „quält sich Tag und Nacht“[2]) (424). Durch seinen Fleiß und mit seinem Grundsatze, „wohlfeil und sicher zu sein“ (258), hat er sich zu einem wohlhabenden, „in der Stadt“[3]) beneideten (313) Manne gemacht. Sein stattliches Dienstpersonal weist sogar einen „Kieper“ (334) auf. Er hat infolgedessen nicht nur seine Tochter Sophie mit reicher Mitgift ausstatten (560), sondern gar seinen mittellosen, faulen, schmarotzenden Schwiegersohn in sein Haus aufnehmen können. Das Lotterleben Söllers scheint die Wirtschaft schon etwas heruntergebracht zu haben. Denn möglicherweise ist dies der Grund dafür, daß Alceste Sophie Geld anbieten und am Schluß der Wirtsfamilie eine größere Summe zum Geschenk machen kann, das der Wirt freudig erstaunt annimmt (629). Vielleicht aber wollte der Dichter durch diese Stelle den reichen Wirt als habgierig bezeichnen.[4])

Der Wirt ist durchaus ein guter Charakter, wie seine Tochter „beständig treu und rein“ (513). Nur ist er leicht reizbar und kann vor lauter Wut einen Sessel verprügeln (414 f.).

Sophie und der Wirt sind also in der Frage nach der Schuld scharf von Söller zu scheiden. Von einer „Mitschuld“ kann in keinem Falle die Rede sein.

Die Erklärung für diese Widersprüche ist einfach die: Goethe brauchte für seinen wohlgelungenen Schwank einen lustigen Schluß und konnte ihn nur auf Kosten der Folgerichtigkeit bewerkstelligen. Das ist ein gar nicht so seltener Fall, im damaligen Lustspiel öfter zu finden (vgl. § 28.) Der Titel ist dem Stück dann wohl — nachträglich — dem Schluß zuliebe gegeben.

[1]) Nach H^2I hat sich der Wirt schon „zwanzig Jahr“ in seinem Haus „zum schwarzen Bären“ „mit Ehren gehalten“ (DjG. 1, 153).

[2]) In H^2I sehnte er sich nach Ruhe und nahm deswegen Söller als Schwiegersohn in sein Haus (DjG. 1, 151/2).

[3]) Nach H^2I wird in dieser Stadt Messe gehalten (DjG. 1, 160).

[4]) Es ist dies eine unklare Stelle, die sich wahrscheinlich aus einer allzugroßen Abhängigkeit Goethes von seinen Vorlagen erklärt (vgl. § 27). — In H^2 ist dann auch diese Stelle gestrichen.

In H^2I klagt der Wirt (wie Söller und Sophie) über die schlimme Zeit, die keine Gäste ins Haus führe (DjG. 1, 154). Im übrigen ist er noch ein wohlhabender Mann (152, vgl. 159), der andere gern mit „genießen“ läßt, wenn er gute Laune hat (154). Danach wäre er durchaus nicht habgierig.

Er steht wie Söller unter der Herrschaft eines besonders niederen Triebes, der hier aber ins Komische gewendet wird. Ihn plagt eine schier unglaubliche Gier nach Neuigkeiten und damit verbunden ein Hang zum Politikmachen. Die Zeitungen berichten ihm nicht schnell und sicher genug (37/42). Er hält es darum für „ein großes Glück, wenn man korrespondiert" (345). Ein Brief mit Neuigkeiten, und zwar möglichst aus weiter Ferne, kann ihn in Entzücken versetzen und über viel Ungemach „trösten" (347/8). Andrerseits kann er wegen eines Briefes, der an einen seiner Gäste (wie Alceste) gerichtet ist, schlaflose Nächte verbringen (vgl. 237) und sich gar zu Dingen verleiten lassen, die seinem eigenen Empfinden nach unrecht sind. Er weiß gut Bescheid in den Fragen der derzeitigen Politik[1]) (350 f.). Für sich beim Kaffeetisch kannegießernd macht er, wie er meint, gute Vorschläge zur schnelleren Beendigung des Russen-Türkenkrieges[2]) (229/36).

Er hält sich also für schlau, ist es aber keineswegs. Wenigstens wird seine Schwäche, ohne daß er es merkt, von Alceste, der ihn dabei als „dummen Kerl" bezeichnet (339), gründlich ausgenutzt.[3]) Dabei kennt der Wirt seine Schwäche, „seiner Neugier Sünden" (251). Er wird sogar durch Selbsterkenntnis dahin gebracht, die Schwächen, ja die Vergehen seiner Mitmenschen, wie den Diebstahl, den seine Tochter begangen haben soll, als „etwas Menschliches" recht milde zu beurteilen[4]) (276). Trotz alledem aber ist er unfähig, der Macht des niederen Triebes zu widerstehen (370/1). Auch bei ihm ist, ganz wie bei Söller, „die Lust mächtiger als alle Furcht vor Strafe" (33/5, 370/1).

Er wird aber dadurch hoch über Söller gestellt, daß bei ihm das Gewissen mehr ist als bloße Furcht vor Strafe, daß er also

---

[1]) Ganz entsprechend will er in H^2 I sein Gasthaus renovieren und „Hotel de Paoli" nennen (DjG. 1, 154), weil er sowohl wie die ganze Welt gegenwärtig für den Korsenhelden schwärmt.

[2]) Während er es in H^1 mit den Türken hält, glaubt er in H^2 an einen baldigen Sieg der Russen (DjG. 1, 188). Auch die andern Anspielungen auf die Politik der Zeit sind in H^2, wenigstens teilweise, geändert (DjG. 1, 200/1).

[3]) Ganz ebenso wird er in H^2 I von Söller genasführt (DjG. 1, 154), der behauptet:

„Ha es ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut" (155).

[4]) Freilich ist hier zu bedenken, daß der Wirt der Verwickelung und der Komik zuliebe nicht aufbrausen durfte, als er in seiner Tochter die Diebin zu erkennen meinte.

überhaupt Gewissen, und zwar ein sehr „empfindliches“ Gewissen besitzt, das „schon klopft“, wenn er „auch nur halbweg was Böses tut“ (33/4). In ihm ist das sittliche Gefühl also noch mächtig. Es lehnt sich bei ihm, wie bei Sophie und Alceste, auf gegen den niederen Trieb, der ihn zum Bösen verleiten will. Nur wirkt es nicht mit derselben unüberwindlichen Stärke wie bei dem Freigeist und bei Sophie. Trotz der Gewissensangst (33/4), trotz aller guten Vorsätze (330, 331), muß er dem niederen Triebe (der „starken Reizung“, der „kein Mensch widerstehen kann“) nachgeben (370).

Von seiner Anschauungsweise ist nicht viel zu berichten. Er scheint zum Aberglauben zu neigen. Er glaubt wenigstens in Alcestes Zimmer, als er ein Geräusch nebenan hört, mit der Angst des bösen Gewissens, daß „das nicht mit rechten Dingen zuginge“ (238). Ferner spricht er in der Wut der Enttäuschung einmal vom Teufel (426). Ob dem aber wirklich der Glaube an den Teufel zu Grunde liegt, bleibt zweifelhaft, weil sich sonst keine Spuren dafür, wie bei Söller, finden.[1]) Wie seine Tochter scheint auch er vielmehr an eine vergeltende Vorsehung zu glauben, wenn er meint, daß er für seiner „Neugier Sünden“ gestraft werde (251, vgl. 71/72). —

Das Wirtshaus hat nun eines Tages, vor nicht allzulanger Zeit, in Gestalt des Herrn Alceste vornehmen Besuch bekommen. Seiner Veranlagung gemäß bringt der Wirt die Ankunft dieses reichen, adligen Herrn mit politischen Ereignissen in Verbindung. Seine Neugier wird auf das Höchste gereizt, als er hört, daß Alceste einen Brief durch die Post erhalten hat. Er hat ihm diesen Brief nicht selbst überbracht; sonst könnte er sich nachher nicht zweifelnd fragen: „Er kriegt' ihn doch gewißlich?“ (43). Aber er hat sich genau nach dem Benehmen des Empfängers erkundigt und hat be-

[1]) In H^2 sind an dieser Stelle und später einige Stellen eingeschoben, nach denen er nur in der Gewissensangst an Gespenster und an den Teufel glaubt (DjG. 1, 188, 189). Bei ruhiger Überlegung aber bespöttelt er selbst seinen Aberglauben, den er (also in nachträglich eingeschobenen Versen) wie ein gewandter Rationalist aus der Wirkung des bösen Gewissens erklärt:

„[Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu]
Unmöglich scheint es mir das Rätsel aufzulösen.
Wenn man was Böses tut, fürcht' man sich vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirt ist es nicht gut getan,
Zu zittern, wenns im Haus rumort, und geht, und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe leicht verschwistert“ (188/9).

merkt, daß „er ihn eilig eingesteckt" habe[1]) (36). Das genügt schon, um ihn für den Brief „eingenommen" zu machen (620), und ihn auf den Gedanken zu bringen, daß „ein Prinz, ein polnischer Magnat" (621) ihn geschrieben habe. Da er offenbar keine Gelegenheit findet, von dem Inhalt des Briefes Kenntnis zu nehmen, geht ihm die Sache schwer im Kopf herum. Selbst im Bett findet er keine Ruh. Er weiß, daß Alceste fortgegangen ist (44) und glaubt, er habe den Brief in seinem Zimmer zurückgelassen. Da kommt ihm der Gedanke, daß er ja nur einige Schritte zu gehen habe, um die wichtigen politischen Geheimnisse kennen zu lernen. Sein Gewissen nennt zwar das Eindringen in das Zimmer des Gastes und das Lesen eines fremden Briefes unrecht und böse (33/5), aber der Gedanke und die Leidenschaft wird immer mächtiger. Der niedere Trieb siegt schließlich in dem Konflikt. Seine Neugier wird übermächtig. Er zündet seinen Wachsstock an und schleicht „furchtsam", „im Schlafrock, der Nachtmütze und Pantoffeln" in Alcestes Zimmer (2. Auftritt).

Während er mit klopfendem Gewissen im Zimmer vergebens herumsucht, schreckt ihn ein Geräusch aus dem Zimmer nebenan, ein Knistern „als wärs ein Weiberschuh" (49) auf. Jetzt wird ihm ganz ängstlich zu Mute. Seine Furcht malt ihm Gespenster vor (238). Entsetzt reißt er die Türe auf, läßt in der Eile seinen Wachsstock fallen und rennt davon, zurück in sein Schlafzimmer.

Er kann vor lauter Unruhe lange nicht einschlafen. Dabei hört er „in der Früh zwischen drei und viere" eine Tür knarren (240), sodann wie seine Tochter Sophie „auch schon in aller Früh ganz leis und ohne Licht ging" (241/2). Zunächst macht er sich keine Gedanken darüber; wohl aber am andern Morgen, als er nach der Lektüre der Zeitungen beim Kaffeetrinken seine Ansicht über den Stand des Türkenkrieges zum Besten gegeben hat (229 f.). Er ist schon dabei, seine Wahrnehmungen in der Frühe mit dem merkwürdigen Geräusch neben Alcestes Zimmer in Zusammenhang zu bringen, das ihn von der Suche nach dem

[1]) In H²I wird der Vorgang ein wenig anders dargestellt. Dort bringt er selbst den Brief zu Alceste (6. Auftritt). Er wundert sich über das feine Papier und das große Siegel (DjG. 1, 166), ferner über Alcestes heftiges, erregtes Benehmen. Dadurch neugierig gemacht, versucht er schon jetzt hinter das Geheimnis des Briefes zu kommen (166); doch vergebens. Weder Sophie gibt ihm Auskunft (168); noch läßt ihn Alceste mit sich auf sein Zimmer gehen (169). So ist seine Neugier auf das höchste gesteigert.

Briefe weggescheucht hatte, da hört er aus dem Munde der erregt eintretenden Sophie, daß Alceſt in der Nacht beſtohlen worden ſei. Er erſchrickt bei dem Gedanken, Alceſt könnte den Wachsſtock finden und ihn für den Dieb halten (252). Den Wachsſtock hat aber Sophie gefunden. Sie folgert auch wirklich daraus, daß ihr Vater den Diebſtahl begangen haben könnte. Der Wirt ſeinerſeits denkt an ſeine nächtlichen Wahrnehmungen und errät, daß ſeine Tochter es geweſen iſt, die ihn im Zimmer Alceſts geſtört hat. Auch in ihm ſteigt jetzt der böſe Verdacht auf. Beide ſehen nun in der Bedrücktheit des andern das Eingeſtändnis der Schuld. Beide müſſen einander geſtehen, daß ſie in Alceſts Zimmer waren; und jeder wird dadurch von der Schuld des andern überzeugt. Sie beraten nun beide freundſchaftlich nachſichtig mit einander, wie Alceſt das Geld unauffällig zurückerhalten ſoll. Doch als es darauf ankommt, das Geld herauszugeben, will es keiner haben. Beide werfen ſich jetzt offen den Diebſtahl vor, bis ſchließlich der Vater von ſeiner Autorität Gebrauch macht und der ſcheinbar verſtockten Tochter entrüſtet die Tür weiſt.

Der Wirt ſucht nun Alceſt zu beruhigen und, dem guten Ruf ſeines Hauſes zuliebe, zum Schweigen zu veranlaſſen. Er verſpricht ihm ſogar, weil er beſtimmt glaubt, ſeine Tochter habe das Geld, ihm die geſtohlene Summe zurückzuzahlen. Den Dieb jedoch will er „nicht um die ganze Welt“ nennen (330). Sein Gewiſſen verbietet ihm das: er „darfs nicht ſagen“ (331). Da Alceſt die Schwäche des Wirts kennt und ihm viel daran liegt, den Dieb zu kennen, verſucht er den Neugierigen mit dem Brief zu ködern. Der Wirt iſt „konfundiert und begierig“ (364), dann „halb entſchloſſen“:

„Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre.
Allein wie, wenn Sophie — Ei gut, das mag ſie ſehn.
Die Reizung iſt zu groß; kein Menſch kann widerſtehn.
Er wäſſert mir das Maul wie ein gebeizter Haſe“ (368/71).

Stockend vor Scham, immer mißtrauiſch nach dem Briefe ſchielend, gibt er ſchließlich ſeine Tochter als Diebin an, entreißt dabei Alceſt ſeinen Brief (378) und macht ſich wie beſeſſen ans Leſen.

Alceſts ungeſtüme zweifelnde Fragen ſtören ihn bei der Lektüre; er nimmt geduldig alle Vorwürfe hin und iſt nur froh, daß Alceſt endlich geht und er die politiſchen Geheimniſſe nun ungeſtört genießen kann. Er lieſt begierig und lieſt — den Patenbrief eines Pächters an Alceſt.

Der Wirt scheint aus dem Häuschen zu geraten. Er stößt draftisch komische Verwünschungen aus über seine Dummheit und Pflichtvergessenheit. Er möchte seine Wut an irgend jemand, auch an Alceſt auslassen. Aber er kann nicht; denn er hat sich durch den Verrat an seiner Tochter die Hände gebunden. Drum fällt er wütend über seinen Sessel her und prügelt ihn, bis er selbst erschöpft zusammenbricht. Den heimkehrenden, erschrockenen Söller faucht er zornig als „Fastnachtsnarren" an, dann sucht er seine Tochter auf, um mit ihr den Streit über den wahren Dieb hinter der Szene fortzusetzen. In der letzten Szene kommen beide, immer noch streitend, auf die Bühne. Jetzt erst löst sich der Wirrwarr: Söller ist der Dieb, alles andere war Mißverständnis. Der ehrliche Wirt will über den Lumpen Söller herfallen: „Schlagt einen Nagel ihm durch den Kopf, aufs Rad!" (611/2), Alceſt aber hält ihn zurück, und sucht die allgemeine Versöhnung einzuleiten.

Der Wirt läßt sich sehr schnell von Alceſts mehr als zweifelhafter Behauptung, daß alle gleich schuld wären (614), überzeugen und verzeiht sowohl Alceſt den Scherz mit dem Patenbrief, wie dem würdigen Schwiegersohn den Diebstahl. Am Schluß nimmt er sogar, wie es scheint freudig erstaunt, den Rest des gestohlenen Geldes von Alceſt als Geschenk für die ganze Familie an (629).

§ 12. Der Gehalt der Mitschuldigen.

Aus der Analyse der Charaktere ergibt sich als wichtigster Schluß, daß die Mitschuldigen nicht nur eine Farce mit komischen Verwickelungen und einem tollen Schluß sind. Sie bergen zugleich einen nicht unbedeutenden Gedankengehalt in sich.

Der junge Dichter nimmt in dem Drama Stellung zu gewissen Problemen seiner Zeit und entscheidet sich für eine Lösung, deren geistiger Urheber freilich nicht er selbst, sondern wie sich zeigen wird, ein anderer war.

Dabei wird in Söller Kritik an dem Extrem der abzulehnenden Denkart geübt. Die Gestalt Söllers ist der äußerste Gegensatz zum Ideal des Dichters, das positiv in Sophie verkörpert wird. Alceſt steht auf der Leiter der Charaktere zwischen Sophie und Söller. Er schwankt noch zwischen beider Standpunkt hin und her, um sich schließlich für das Ideal zu entscheiden. Unter ihm steht, gleichfalls zwischen Sophie und Söller, der Wirt.

1. Die abgelehnte Denkart.

Söller stellt die — freilich plebejisch gewordene — Freigeisterei dar, eine Denkart, zu der sich auch Alceſt eine Zeitlang bekennt. Während sie bei Söller als gedankenlose, nachplappernde Modeweisheit erscheint, tritt sie bei Alceſt in der Lehre der „großen Geister“ als philosophisches System mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit auf. Wie die Naturwissenschaft betrachtet sie den Menschen rein als Glied in der Kette der organischen Wesen, als Tier, sein Dasein als gesetzmäßiges Spielen der der Materie immanenten Kräfte, deren Wirksamkeit den Begriff eines übernatürlichen Gottes überflüssig macht oder ihn höchstens mit dem Begriff der Kausalität identisch erscheinen läßt. Diese materialistische Anschauung sieht auch im Seelenleben des Menschen „nichts als ein Fiberspiel“, sieht in der Befriedigung der tierischen Triebe den Zweck und das höchste Glück des Daseins. Tugend, Ideale, geistige Werte gibt es für sie nicht. Der so hedonistisch gewendete Materialismus will ferner, wiederum wie die Naturwissenschaft, seine Lehren allein auf die Ergebnisse verständigen Denkens und der Erfahrung stützen. Denn er behauptet die Überlegenheit des Verstandes über alle anderen Betätigungen der menschlichen Seele. Vor allem wird das „Gefühl“ als irreleitendes (nach Leibniz-Wolf: verworrenes) Vorstellen, also als niederes, unvollkommenes Denken verworfen oder wenigstens im Wert dem begrifflichen Denken untergeordnet. Der Verstand, die Vernunft allein führt zur Erkenntnis des Wahren und Guten, zur „Erfahrung“ und zum Glück. Eine Anschauungsweise also, in der sich Materialismus und Hedonismus, Rationalismus und Empirismus vereinen.

2. Widerlegung dieser Denkart.

Diese Denkart wird in Söller und Alceſt widerlegt. Söller wird lächerlich gemacht. Alceſt wird von seiner Freigeisterei bekehrt, unter dem veredelnden Einfluß der Sophie, der Vertreterin der idealen Anschauungsweise. Und diese Bekehrung erfolgt nicht durch die Wirksamkeit des prüfenden Verstandes, wie der Rationalismus forderte, auch nicht durch gewaltsame verstandesgemäße Unterdrückung des Gemüts- und Trieblebens, wie das die stoisch gerichtete Ethik der Aufklärer nicht selten verlangte, sondern durch den unmittelbaren Zwang eines „Gefühles“, durch einen instinktmäßigen Drang zum

Sittlichen, der zugleich intuitives Erkennen des Wahren ist, und sich dabei — trotz aller sogenannten Verworrenheit seiner „Vorstellungsweise" — als ein höheres, ja das höchste Seelenvermögen und als solches dem Verstand überlegen erweist.

3. Die empfohlene Denkart.

Goethe lehnt somit die kavaliermäßige Freigeisterei entschieden ab und bekennt sich zu einer ihr scharf entgegengesetzten Denkart, in deren Mittelpunkt eben jenes Gefühl steht, das sich bei der Bekehrung Alcests und im Verhalten Sophiens, aber auch — in verkümmerter Gestalt — beim Wirt und bei Söller wirksam zeigt. Goethe schließt sich damit einer in den 60er Jahren auftretenden Richtung an, die dem bisher mißachteten „Gefühl" eine neue bedeutende Rolle zuwies.

Der in den oben gegebenen „Lebensbildern" vorliegende Stoff verschafft einen hinlänglichen Einblick in diese positive Denkart des jungen Goethe. Ich stelle sie kurz systematisch dar:

Von Gott spricht niemand im Stück. Statt seiner beherrscht eine höhere Macht[1]) die Welt, und bestimmt (prädestiniert) die Geschicke des Menschen, also eine über der Natur stehende Vorsehung, und nicht, wie die Freigeister wollen, ein mit den Naturgesetzen identischer leerer Gottesbegriff. Durch diese höhere Macht werden verwandte Seelen für einander bestimmt und mittels der „Sympathie" zusammengeführt. — Eng verbunden mit diesem Begriff der Vorsehung, manchmal fast identisch mit ihm, erscheint der Begriff der Natur. Sie verleiht dem Menschen seinen Charakter, die Anlagen, und bestimmt so den Entwicklungsgang, der also dem Verstand und dem Willen des einzelnen nicht völlig unterworfen ist. Diese Natur leitet den Menschen im Wesentlichsten allein, nicht etwa der Verstand, nicht der auf Verstand gegründete Wille. Und zwar leitet die „Natur" den Menschen zwingend durch Triebe, teils niederer, teils höherer Art; entweder durch die sinnliche Begier (so Söller), durch heftige Leidenschaft (so Alcest, den Wirt, auch Sophie), gegen die, wie geflissentlich betont wird, kein Vorsatz, keine Verstandes-

[1]) „Schicksal" (71), „Geschick" (188), „Glück", indifferent gebraucht wie fortuna (486).

erwägung aufkommen kann; oder aber sie leitet ihn durch den höheren Trieb, durch das „Gefühl" im edeln Sinne.

Dieses „Gefühl" hat drei Aufgaben zu erfüllen:

1. Als mächtiger Trieb leitet es den Menschen zum Guten oder hält ihn lähmend fern vom Bösen: unwiderstehlich fühlt sich Alceste zum Idealen hingezogen; fast willenlos gibt Sophie im Augenblick der Gefahr dem Drang des sittlichen Gefühles nach. — Läßt sich der Mensch zu bösen Absichten verleiten, dann legt es sich wie ein lähmender Bann auf Körper und Seele: unter dem Zwange dieses Gefühls erbebt Sophie, verstummt Alceste, schlottern dem Wirt und dem hilflosen Söller die Glieder.

2. Als instinktives Erkennen leitet es den Menschen zum Wahren: .aller sogenannten Erfahrung und allen Verstandeserwägungen zum Trotz fühlt Alceste zweimal, daß Sophie tugendhaft und unschuldig ist, fühlt er, daß Söller der schuldige ist.

3. Als das höchste Seelenvermögen rein geistiger Natur beherrscht es die niederen Seelenkräfte: als solche erscheinen einmal die Sinnlichkeit und dann der Verstand. Es führt den Menschen ab von den Irrwegen, auf die er sich durch die beiden letzteren leicht führen läßt: Alcestes freigeistische Pläne machen unter dem Zwange dieses Gefühls freundschaftlicher Zuneigung und sympathetischer, idealer Liebe Platz; und Sophies sinnliches Begehren, gestützt auf die sophistischen Erwägungen des Verstandes, zerrinnt in nichts vor der Gewalt des jäh erstarkten Gefühls.

In dieser dreifachen Gestalt tritt das Gefühl vollkommen an die Stelle, die im System des Rationalisten die Vernunft einnimmt. Und umgekehrt wird die Vernunft als niederes, verworrenes, irreleitendes Denken aufgefaßt, genau wie vorher das „Gefühl" vom Rationalisten, besonders seit Leibniz.

Jene höhere Macht hat nun auch die Begriffe Gut und Böse als absolut giltige Normen des sittlichen Handelns gesetzt. Es gibt nur eine Sittlichkeit. Ihr soll der Mensch nachstreben, sonst wird er von jener Macht gestraft. Trotz der Gebundenheit seines Willenslebens kann der Mensch auch jener Sittlichkeit nachstreben. Denn die Natur hat ihm eine Stimme gegeben, die ihm — im Herzen — deutlich und zwingend ihre Gebote offenbart; das ist eben jenes Gefühl als Trieb zum Guten. Der „gefühlvolle" Mensch ist sich stets des rechten Weges wohl bewußt, ohne Reflexionen, rein instinktmäßig. Der Verstand, die berechnende Vernunft haben in der

Frage der Ethik (und Religion, die bei dieser Metaphysik in eins fließen) keine sonderliche Bedeutung mehr, nur noch sekundären Wert. Sie können bestätigen, was das „Gefühl" der Seele des Menschen bereits offenbart hat. Selbständig, oder gar im Widerspruch zu dem Gefühl, wie sie nach der Anschauung der Rationalisten und stoisch denkenden Aufklärer wirken sollen, führen sie den Menschen nur auf Irrwege, zu falscher, eitler Spekulation, die den philosophischen Namen „Erfahrung" führt, in Wirklichkeit Selbstbetrug ist.

Wir haben hier eine subjektive Gefühlsmoral vor uns, die nicht individualistisch sein will wegen der Absolutheit der Begriffe Gut und Böse und des Gefühls als des Wegweisers zum Guten, die aber faktisch doch die Entscheidung über Gut und Böse dem Gefühl des einzelnen überläßt und jeden anderen, heteronomen Maßstab leugnet. Goethe denkt aber nicht im mindesten an einen ethischen Relativismus, dem der Materialismus und Hedonismus huldigte, geht ihm vielmehr mit Hilfe eines Leibnizischen Optimismus und einer Anschauung, die ohne die Monadenlehre des letzteren gleichfalls nicht gut zu denken wäre, aus dem Wege. Der Dichter glaubt nämlich optimistisch, daß jenes sittliche Gefühl, der Ausdruck des Willens der Vorsehung und Natur, ursprünglich allen Menschen gegeben ist (176 8), daß also bei aller subjektiven Grundlage seiner Ethik der allgemeine, absolut einheitliche Zusammenhang der menschlichen Seele mit der — vortrefflichen — Natur überall zum Durchbruch kommen müsse. Die Schlechtigkeit der Menschen erklärt sich daraus, daß das edlere Gefühl durch Überwiegen schlechter Leidenschaften, durch falsche Erziehung, durch Aftererfahrung oder Modeweisheit, also infolge von Mißleitung durch den Verstand, mehr oder weniger, ganz oder vorübergehend erstickt werden kann.

Wie Goethe an absoluten sittlichen Normen, so scheint er überhaupt an den positiven Grundlagen der herkömmlichen Moral festhalten zu wollen. Wenigstens weicht die „Tugend" der Sophie, soweit es sich nicht um die Befreiung von den Fesseln des Verstandes und ihre Begründung auf das eigne Gefühl, sondern um ihre positiven Forderungen handelt, nicht sonderlich von dem allgemeinen, bürgerlichen Tugendbegriff der damaligen Zeit ab. Dem Dichter kommt es eben mehr darauf an, die Hinfälligkeit und das Unbefriedigende einer rationastisch-materialistischen Ethik einerseits, und andrerseits die Notwendigkeit der Begründung des menschlichen Handelns auf das natürliche, instinktive Gefühl darzutun. Es ge-

nügt ihm die Behauptung und der Versuch eines Beweises, daß dieses natürliche Gefühl zwingend für das Dasein einer allgemeingültigen Sittlichkeit, für das Bestehen von idealen Werten spricht.

Diese Ideale ziehen den Menschen keineswegs von der Natur ab; sie sind ja vielmehr in seiner Natur begründet. Sie können und müssen deshalb mit der gleichfalls natürlichen Sinnlichkeit harmonieren, wobei freilich das Ideale als das Höhere anzusehen ist. Geraten bei einem „gefühlvollen" Menschen beide Elemente einmal in Konflikt, dann verdrängt das Ideale, als der höhere und ungleich stärkere Trieb, den körperlichen sinnlichen Trieb, genau so wie die dem Gefühl gegenüber gleichfalls als untergeordnet gedachten Vernunftvorstellungen.

Das Ideal des Dichters ist eine ungezwungene, auf das Gefühl gegründete Harmonie zwischen Tugend und Sinnlichkeit, etwa, wie im Stück, in einer empfindsamen Freundschaft. —

Von Wichtigkeit ist, daß der Vermittler dieser Gefühlslehre ein Weib ist, das sie praktisch und unveräußerlich in ihrer eigenen schönen Natur besitzt. Unter dem Einfluß eines „gefühlvollen", tugendhaften — freilich „sympathetischen" — Weibes also entfaltet sich ein solches hohes „Gefühlsleben", während der Freigeist seine Lehren von „starken" Geistern, von den Philosophen, den Verstandesmenschen bezieht.

Wichtig ist ferner, daß der vornehme Kavalier der Denkart seiner Standesgenossen durch ein Bürgermädchen entzogen wird. Darin werden die Standesgegensätze der Zeit angedeutet, wird zugleich der Anschauung Ausdruck gegeben, daß eine gesunde, natürliche Moral eher in Bürgerkreisen, als beim hohen Adel zu finden ist. Echte Moral trägt bürgerlichen Charakter.

Lebenslauf.

Als Sohn des Kaufmanns Döll wurde ich, Alfred Döll, am 13. Dezember 1886 zu Halle a. S. geboren. Meine Schulbildung empfing ich auf der Lateinischen Hauptschule der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S., die ich Ostern 1906 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um mich germanistischen, historischen und philosophischen Studien zu widmen. Ich studierte ein Semester in Jena, das zweite in Leipzig und wurde Ostern 1907 bei der philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg immatrikuliert.